



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

33. JAHRGANG 4 2004





Abtei Neresheim,
Luftbild von Westen,
April 1999.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
des Landesdenkmalamtes
Baden-Württemberg

4/2004 33. Jahrgang

Herausgeber: Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg,
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N.
Verantwortlich im Sinne des Presse-
rechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck
Schriftleitung: Dr. S. Leutheußer-Holz
Stellvertreter: Dr. Chr. Unz
Redaktionsausschuss: Dr. J. Breuer,
Dipl.-Ing. V. Caesar, Dr. H. Schäfer,
Dr. P. Wichmann, Dr. J. Wilhelm,
Dr. D. Zimdars.
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,
Stuttgart
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Stuttgart
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolaus-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
E-mail: nachrichtenblatt@lda.bwl.de
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 23 000 Exemplare
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei
gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher
Genehmigung des Landesdenkmal-
amtes. Quellenangaben und die Über-
lassung von zwei Belegexemplaren
an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
Konto 4 002 015 800 (BLZ 660 200 20).
Verwendungszweck:
Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B.
bei Adressenänderung, wenden Sie
sich bitte direkt an Frau Glass-Werner
(Tel. 07 11/66463-203, Montag bis
Mittwoch).

*Dieser Ausgabe liegt eine Beilage
der Denkmalstiftung Baden-
Württemberg bei. Sie ist kostenlos
bei der Geschäftsstelle der Denk-
malstiftung Baden-Württemberg,
Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart,
erhältlich.*

Inhalt

- 201 Editorial
Sabine Leutheußer-Holz / Christoph Unz
- 203 Beeinträchtigung eines Kultur-
denkmals oder „baustilgerechte
Kaschierung“?
Zur Nachbildung eines Barockgiebels
am Konventgebäude
der Benediktinerabtei Neresheim
Karsten Preßler
- 214 Zur Instandsetzung und Um-
nutzung von „Haus Mühlegg“
St. Georgen, Mühlstraße 1
Monika Loddenkemper / Marianne Wucher
- 220 Gläserne Wartehäuser ragen
wie Schiffsbrücken in den See
Die Ländebauten der Fährehäfen
in Meersburg und Konstanz-Staad
Petra Wichmann
- 226 Der „Sinnende“
von Waldemar Grzimek
Ein Kulturdenkmal der 1960er Jahre
Julius Fekete
- 233 Inmitten der Felder,
inmitten des Sees –
Die Kirche St. Georg auf der Reichenau
und der Schutz ihrer Umgebung
Erik Roth
- 237 Frühkeltische Fürstensitze:
Ein neues Schwerpunktprogramm
der Deutschen Forschungs-
gemeinschaft am Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg
Dirk Krausse
- 246 Das Deckenbild in der Marien-
kapelle in Zeutern –
Vom Routinefall zur spektakulären Ret-
tung
Ute Fahrbach-Dreher / Hans Hangleiter /
Dörthe Jakobs / Leonie Saltzmann
- Ortstermin
- 254 Memento mori
Ein Wandmalereifund im
ehemaligen Franziskanerkloster
in Überlingen
Udo Storz / Volker Caesar
- 257 Mitteilungen
- 261 Buchbesprechung
- 264 Neuerscheinung

Editorial

Sabine Leutheußer-Holz / Christoph Unz

Mit dem vorliegenden vierten Heft des 33. Jahrgangs der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ erhalten Sie das letzte „Nachrichtenblatt“, das vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg herausgegeben wird.

Seit der Gründung des Amtes im Jahre 1972 bildet die „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ das populär-wissenschaftliche Publikationsorgan des Amtes. In ihm kommt die Behörde ihrer Berichtspflicht gegenüber der Öffentlichkeit und ihrer Aufgabe nach, Denkmalkunde zu betreiben und über denkmalpflegerische Probleme wie Ergebnisse zu informieren.

Vorgängerin der Zeitschrift ist das 1958 erstmals erschienene „Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Organ der Staatlichen Ämter für Denkmalpflege. Herausgegeben vom Kultusministerium Baden-Württemberg“.

Lag die Schriftleitung der vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift zunächst in den Händen von einem oder zwei Amtsmitgliedern, so wird seit 1980 die Schriftleitung unterstützt durch den Redaktionsausschuss von sechs Kolleginnen und Kollegen, die verschiedene Fachbereiche und die Außenstellen der Behörde vertreten.

Verständlich ist, dass sich in diesen über 30 Jahren seit dem ersten Erscheinen der „Denkmalpflege“ unsere Sehweise verändert hat: So wurden das Layout der Zeitschrift und ihre technische Herstellung, bedingt auch durch die rasante technologische Entwicklung im Printsektor, mehrfach den neuen Gegebenheiten angepasst. Eine erste gestalterische Veränderung erfolgte im Jahre 1992. Mit dem Jahrgang 2002 wurde ein neues Layout eingeführt; am stärksten fällt hier die mittlerweile durchgängige Verwendung von Farbbildungen auf.

Zielsetzung und inhaltliche Konzeption unserer Zeitschrift sind aber in den Jahrzehnten ihres Erscheinens gleich geblieben: sie will lebendige Mittlerin zwischen der Denkmalpflege und der Öffentlichkeit sein.

Die Autoren des Nachrichtenblattes sind weitgehend Amtsangehörige aus den großen Fachbereichen Bau- und Kunstdenkmalpflege, Archäologie und Inventarisierung, die hier eine Dienstaufgabe im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit erfüllen, wenn sie für das „Nachrichtenblatt“ schreiben. Ergänzt und verstärkt wird dieser Autorenkreis durch Bauforscher, Restauratoren, Architekten, die an konkreten Maßnahmen der Denkmalpflege beteiligt waren. Aufträge an Außenstehende

sind in den vielen Jahren selten vergeben worden. Angesprochen werden soll im „Nachrichtenblatt“ nicht in erster Linie das Fachpublikum, sondern ein Leserkreis, der an Denkmalpflege und Kulturgeschichte des Landes Baden-Württemberg Interesse zeigt. Der zeitliche Bogen der im „Nachrichtenblatt“ mitgeteilten Informationen reicht von Berichten über Rettungsgrabungen in Siedlungen und Höhlen des steinzeitlichen Menschen bis zur Darstellung der Denkmaleigenschaft von Bauten der Moderne, zuletzt der 1960er Jahre. Inhaltlich spiegeln sich die zahlreichen Arbeitsbereiche des Amtes wieder: Wir berichteten über Restaurierungsproblematiken und -methoden, über die verschiedensten naturwissenschaftlichen Untersuchungsweisen, über Umnutzung von Baudenkmalern, Rettungsgrabungen und deren Bedeutung für die Landesgeschichte, über technische Kulturdenkmale und die Restaurierung von Orgeln.

In dieses Konzept fügt sich gut ein die thematische Schwerpunktbildung in zahlreichen Heften: Von besonderer denkmalpflegerischer Aktualität zur Umnutzung von Kulturdenkmalen (1996), zum Weltkulturerbe Klosterinsel Reichenau (2001) oder zum Thema Gesamtanlagen (2004). Auch die Veröffentlichung der jeweils an einem der „Landesdenkmalstage Baden-Württemberg“ in Bad Säckingen (1998) und Biberach/Riss (2002) gehaltenen Vortragsreihen „Denkmalpflege als Wirtschaftsfaktor“ und „Denkmalpflege und Kirche“ gehört hierher.

Trotz seiner bewussten thematischen Beschränkung auf das Denkmalgesehen in Baden-Württemberg war und ist das „Nachrichtenblatt“ auch außerhalb der Landesgrenzen weit verbreitet und begehrt. In Aufbau und Konzeption wurde es Vorbild für zahlreiche Zeitschriften-Projekte der Denkmalpflege in anderen Bundesländern.

Letztlich ist das Anwachsen des Umfangs der einzelnen Jahrgänge und der Druckauflage eine Konsequenz aus der Erweiterung des Aufgabenspektrums des Amtes. Hatten die ersten Hefte der „Denkmalpflege“ in den 1970er Jahren durchschnittlich 40 Seiten, so wuchs der Umfang der vier Hefte eines Jahrganges in den 1990er Jahren auf 200 Seiten an, heute liegt er bei durchschnittlich 260 Seiten; der stattlichste Band war Jahrgang 2003 mit 372 Seiten. Diesem Wachstum entspricht auch die kontinuierliche Erhöhung der Druckauflage: Betrug diese 1972 zunächst nur 3.000 Exemplare, so stieg sie bis Mitte der

1990er Jahre auf 20.000 Exemplare und liegt zur Zeit bei über 23.000 Heften. Parallel dazu stieg in den beiden letzten Jahren erfreulicherweise auch die Zahl der Abonnenten stetig an.

Am 1. Januar 2005 tritt in Baden-Württemberg die Verwaltungsstrukturreform in Kraft. In ihrer Folge wird das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in seinen bisherigen Strukturen aufgelöst werden. Denkmalpflege wird fortan in fünf Organisationseinheiten betrieben: jeweils in einem Denkmalpflegereferat in den vier Regierungspräsidien und einem „Landesamt für Denkmalpflege“, das eine Abteilung im Regierungspräsidium Stuttgart als Vorort-Regierungspräsidium bildet.

Für unsere Zeitschrift wird dies zwei Veränderungen mit sich bringen: Ihr Untertitel wird zukünftig lauten „Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ und als Herausgeber firmiert dann das „Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Verbindung mit den Fachreferaten Denkmalpflege in den Regierungspräsidien“.

Die Schriftleitung sowie die Kolleginnen und Kollegen des Redaktionsausschusses sehen auch nach dem 1. 1. 2005 unsere Zeitschrift als wichtige Mittlerin zwischen staatlicher Denkmalpflege und Öffentlichkeit. Wir wünschen uns weiterhin einen regen Autorenkreis, mit dem zusammen wir das hohe Niveau der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ beibehalten können.

Beeinträchtigung eines Kulturdenkmals oder „baustilgerechte Kaschierung“? Zur Nachbildung eines Barockgiebels am Konventgebäude der Benediktinerabtei Neresheim

Die Erhaltung der gewaltigen Klosteranlage in Neresheim mit einer der bedeutendsten und spätesten Barockkirchen Schwabens gehört zum nationalen Kulturauftrag. Das 1095 als Chorherrenstift gegründete, im Jahr 1106 durch Benediktiner besetzte Kloster wurde seit Ende des 17. Jahrhunderts barockisiert und erlangte 1764 die Reichsunmittelbarkeit. Durch die Säkularisation 1803 in den Besitz des Hauses Thurn und Taxis gekommen, wurde das Kloster 1920 durch Mönche der Beuroner Kongregation neu besiedelt, bis schließlich Fürst Albert von Thurn und Taxis 1927 den Benediktinern Gebäude und Grundbesitz zurückgab.

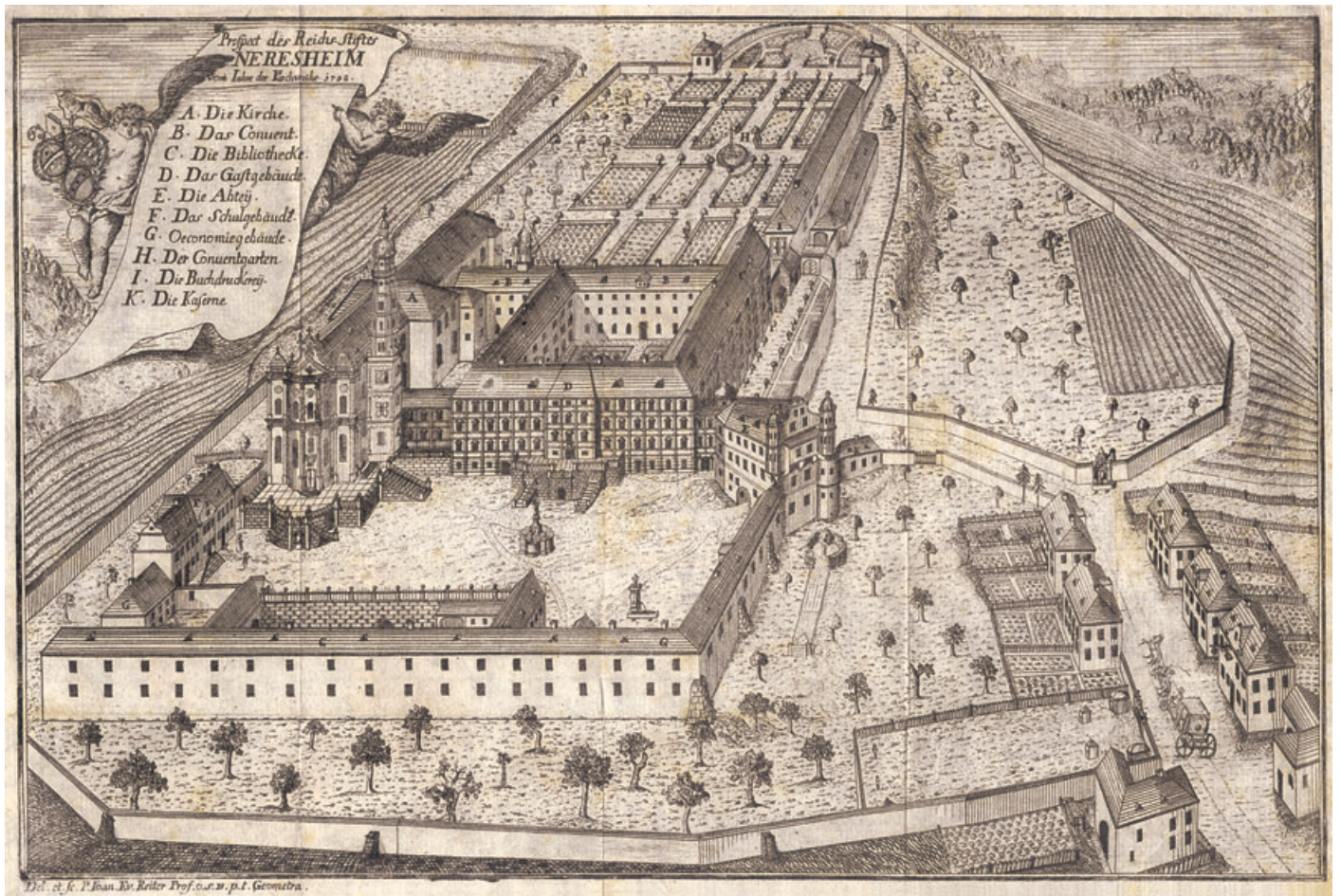
Karsten Preßler

In Anbetracht der herausragenden kulturhistorischen Bedeutung einerseits und des gewaltigen Sanierungsaufwandes andererseits besteht für Kloster Neresheim eine vor über drei Jahrzehnten getroffene Vereinbarung: Während die Benediktinerabtei die Bauherrschaft innehat, übernimmt das Land die Bauunterhaltungspflicht und Finanzierung sowie die Bauleitung und haushaltsrechtliche Überwachung durch die staatliche Vermö-

gens- und Hochbauverwaltung. Im Zuge der Instandsetzung des Konvent-Westflügels mit dem Haupttreppenhaus sollte oberhalb des Mittelrisaliten aus Brandschutzgründen ein dauerhafter Zugang in den Dachraum geschaffen werden, der nach abschließender Entscheidung durch die höhere Denkmalschutzbehörde, dem Regierungspräsidium Stuttgart, nun als firsthoher Barockgiebel gestaltet wird.



1 Abtei Neresheim, Luftbild von Westen, Januar 2001. An der Westfassade des Konventgebäudes, dritte Fensterachse von rechts, ist die Musterfläche mit eingefärbtem Mörtel zu erkennen.



2 Kupferstich von P. Johann Ev. Reiter, aus der anlässlich der Einweihung 1792 herausgegebenen Festschrift.

Die Restaurierungsmaßnahmen im Überblick

Die berühmte Abteikirche, für die Balthasar Neumann seit 1747 Entwürfe angefertigt hatte, wurde 1750 – drei Jahre vor seinem Tod – begonnen und konnte erst 1793 vollendet werden. Die imposante Abfolge der Kuppeln wurde entgegen der ursprünglichen Absicht des böhmisch-fränkischen Barockgenies nicht als gemauertes Gewölbe, sondern als vom Dachstuhl abgehängte Holzkonstruktion, einem Rabitzgewölbe ähnlich, hergestellt. Die Kuppeln mit den berühmten, in „aufgeklärtem Barock“ gestalteten Fresken Martin Knollers mussten infolge von Schäden bereits 1827/28 durch die Trennung vom Dachstuhl und den Einbau eines neuen Sprengwerks gesichert werden. Nach der Schließung der Abteikirche wegen Einsturzgefahr 1966 wurde mit der technisch anspruchsvollen „Umhängung“ der Hauptkuppel an den im Vierungsbereich als Metallkonstruktion erneuerten Dachstuhl sowie der statischen Sicherung, Innenrestaurierung und Instandsetzung der gesamten Kirche bis zum Jahr 1975 der erste große Schritt getan. Weitere Bauabschnitte folgten: Nach der Instandsetzung der Prälatur und des ehem. Klosterhospizes, das als Tagungszentrum mit Gastronomie und Hotelräumen ausgebaut wurde, begann 1987 die Instand-

setzung des Konventgebäudes mit der jüngst abgeschlossenen Restaurierung von Prunkräumen wie der Bibliothek im Südostflügel und dem von Dominikus Zimmermann stuckierten Festsaal im Westflügel.

Bis zum Jahr 2000 investierten Bund und Land rund 45 Mio. DM in die Erhaltung der Klosteranlage, wozu auch der „Verein zur Erhaltung der Abteikirche Neresheim“ mit Spendengeldern in Höhe von über 5 Mio. DM erheblich beitrug. Nach Abschluss der Sanierung des Konvent-Ostflügels, die demnächst begonnen wird, soll die Instandsetzung der Ökonomiebauten als vorläufig letzter Bauabschnitt in Angriff genommen werden.

Nach der statischen Sicherung des Haupttreppenhauses im Mittelrisalit des Westflügels wurde im vergangenen Jahr mit der Instandsetzung der Westfassade begonnen. Hierbei wird der durch mehrere Befunde nachgewiesene, wegen mangelnder Haftung auf dem Kalksteinmauerwerk aber nicht erhaltungsfähige, eingefärbte Fassadenverputz aus der Zeit um 1700 nach alter Rezeptur vor Ort nachgemischt. Die Zuschläge Holzkohle und das außerdem hydraulisch wirkende Ziegelmehl geben dem Kalkputz seine charakteristische grauviolette Färbung. Während die Pilastergliederung und die Gesimse der Konventfassade einen weißen Anstrich mit reiner Silikatfarbe

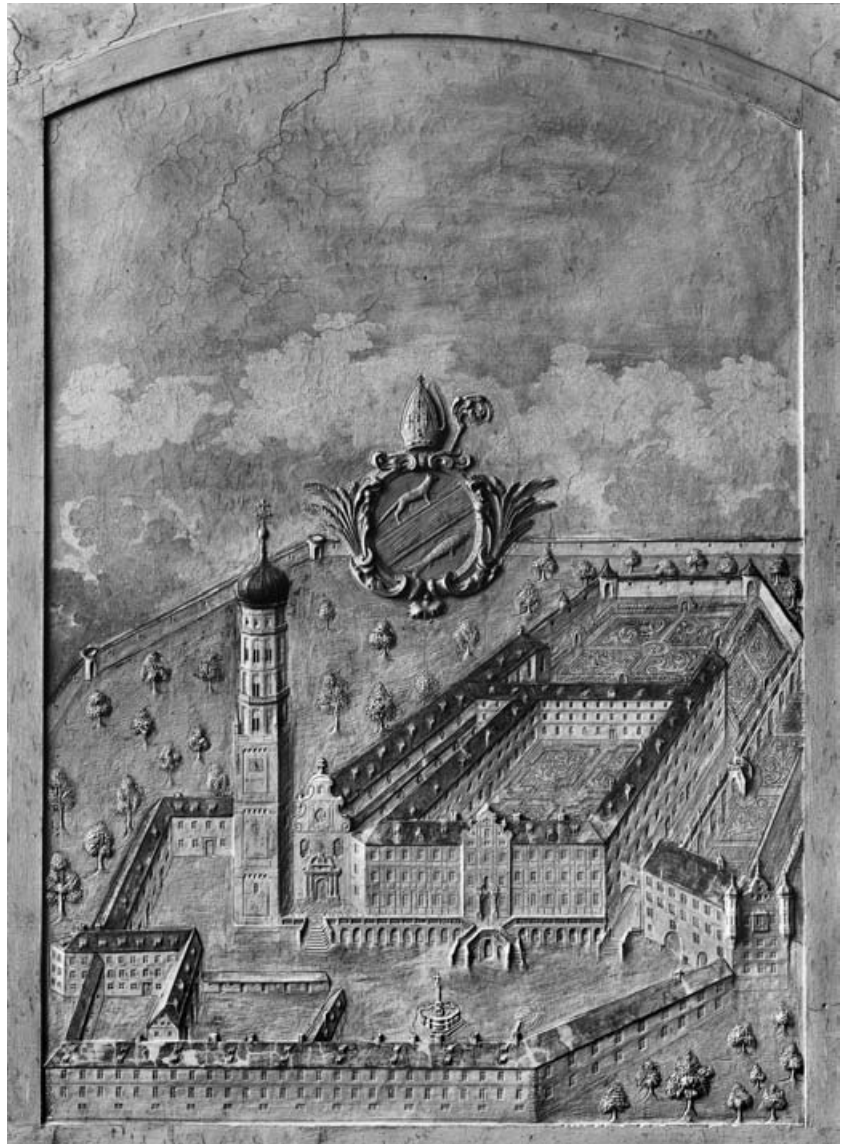
erhalten, wird der eingefärbte Putz, der danach nicht mehr gestrichen oder auf andere Weise behandelt wird, an den rückliegenden Wandflächen angebracht. Eine nach dieser Rezeptur hergestellte Musterachse befindet sich bereits seit 1999 an der Westfassade (Abb. 1), während in einem Labor der Materialprüfungsanstalt an der Universität Stuttgart eine entsprechende Musterfläche künstlich bewittert wurde.

Im Zuge der Instandsetzung des Westflügels sollte ein weiterer Teil des seit den 1970er Jahren entwickelten Brandschutzkonzeptes umgesetzt werden: Oberhalb des Treppenhausrisaliten musste eine anleiterbare Öffnung zum Dachraum eingefügt werden, um der Feuerwehr im Brandfall einen Zugang für den Löschangriff im Gebäude zu ermöglichen. Außerdem wiesen die Architekten darauf hin, dass an dieser Stelle zusätzlich eine Auflast zur statischen Stabilisierung des Treppenhauses erforderlich sei.

An der Frage der Gestaltung des oberen Abschlusses des Mittelrisaliten entfachte sich eine Debatte, die in der Entscheidung des Regierungspräsidiums Stuttgart, einen barock nachempfundenen Giebel zu genehmigen, als denkmalrechtliches Verfahren ihr Ende fand, als denkmalrechtliche Diskussion aber sicher weitergeführt wird. Um der Leserschaft das Für und Wider in dieser Debatte plausibel zu machen, ist eine knappe Darstellung der Baugeschichte notwendig.

Zur Baugeschichte

Vergleicht man den bis vor wenigen Monaten bestehenden Zustand des Benediktinerklosters (Titelbild u. Abb. 1) mit dem Kupferstich von 1792 (Abb. 2), der das Bautenensemble ebenfalls aus der Vogelperspektive zeigt, so wird deutlich, dass



das äußere Erscheinungsbild der Klosteranlage seit dieser Zeit nahezu unverändert überliefert ist und auch der Giebel auf dem Westflügel seit 1792 nicht mehr existiert.

Für die einzelnen Gebäude, die die kompakte Anlage bilden und im Wesentlichen im 17. und 18. Jahrhundert entstanden, liegen größtenteils gesicherte Baudaten vor. Ältester Bauteil ist die als Torhaus markant schräg gestellte Prälatur, die im Kern noch mittelalterlich ist und 1668 umgebaut wurde.

Bereits 1617 bis 1626 errichtete man den Kirchturm, der den romanischen Vorgänger ersetzte und aus Traditionsbewusstsein und in formaler Annäherung an die damals noch südöstlich des Turms stehende romanische Abteikirche rundbogige Biforienfenster und Rundbogenfriese erhielt. Das Turmoktogon, das 1789 bis 1791 noch um ein Geschoss erhöht wurde, erinnert an Kirchtürme der Augsburger Architekturlandschaft, insbesondere an die ebenfalls St. Afra und St. Ulrich geweihte Augsburger Reichsabtei.

Die die Klosteranlage riegelförmig nach Westen

4 *Stuckrelief von Dominikus Zimmermann im Festsaal des Neresheimer Konventbaus, 1719.*

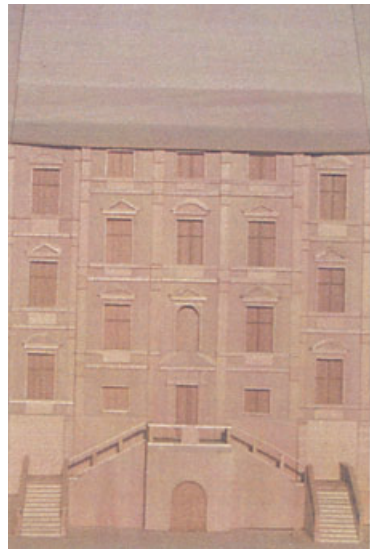
3 *Ansicht der Abtei Neresheim. (Linke Bildseite eines Kupferstiches für Abt Simpert Niggel, um 1706).*

abschließenden Ökonomiegebäude wurden 1694 nach einer einheitlichen, funktional ausgerichteten Gesamtkonzeption erstellt. Zum 600-jährigen Jubiläum der Klostergründung 1695 erhielt die im 12. Jahrhundert entstandene Abteikirche eine barocke Ausstattung und eine neue Schaufassade mit barockem Schweifgiebel.

In der Regierungszeit von Abt Simpert Niggel entstand schließlich ab 1699 nach Plänen des aus Unterelchingen bei Ulm stammenden Baumeisters Michael Wiedemann (1661 bis 1703) das Konventgebäude, das nach Unterbrechungen 1712 vollendet werden konnte. Die schlossartige Vierflügelanlage mit klassisch angeordneter Pilastergliederung (dorisch-ionisch-korinthische Abfolge der Kapitelle) und alternierenden Dreieck- und Segmentgiebeln über den Fenstern enthält im dreiaxigen Mittelrisaliten des Westflügels das Treppenhaus mit den wegen der Zwischenpodeste in der Höhe versetzten Fensterreihen. Analog der 1695 vor der Abteikirche errichteten Barockfassade wurde auch der Westflügel repräsentativ gestaltet. 1711 bis 1713 wurde der Westfront ein auf Pfeilerarkaden ruhender Altan mit Balustrade

und großzügiger, zweiläufiger Freitreppe hinzugefügt. Diese Galerie schuf auch eine ebenerdige Verbindung vom Hauptportal des Konvents zum Vorplatz und Portal der Abteikirche. Der auf den historischen Abbildungen dreigeschossige Schweif- und Volutengiebel des Treppenhausrisaliten korrespondierte hierbei mit dem wenige Jahre zuvor mit vergleichbarem Umriss gestalteten Giebel der Abteikirche. Mit der formalen Entsprechung der beiden Giebel und der Galerie, die Turm, Kirchenvorplatz und Konvent-Westflügel miteinander verband, war aus Bauten unterschiedlichen Alters eine architektonische Einheit gestaltet worden, die auf dem Kupferstich mit Abt Simpert Niggel von 1706 (Abb. 3) und dem 1719 datierenden Stuckrelief von Dominikus Zimmermann im Festsaal des Konventbaus (Abb. 4) annäherungsweise dokumentiert ist.

Der Kupferstich von 1792 zeigt dagegen eine durch den um 1750 begonnenen Neubau der Abteikirche deutlich veränderte Situation: Die Barockkirche nach Plänen Balthasar Neumanns wurde nördlich des Turms und somit nördlich der bestehenden romanischen Basilika errichtet, welche



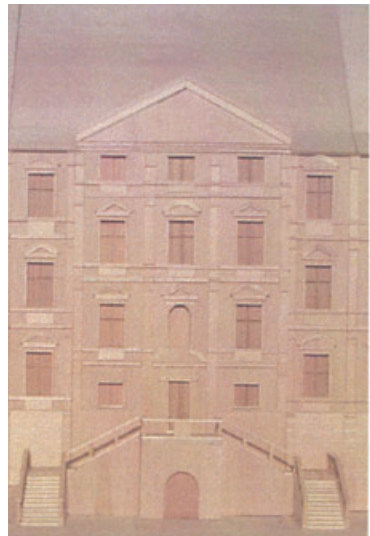
Bestand



Kehle und Grat



Balustrade



Flacher Giebel



Halbhoher Giebel



Firsthoher Giebel

5 Giebelvarianten,
am 22. 10. 1999
der Baukommission
vorgelegt.

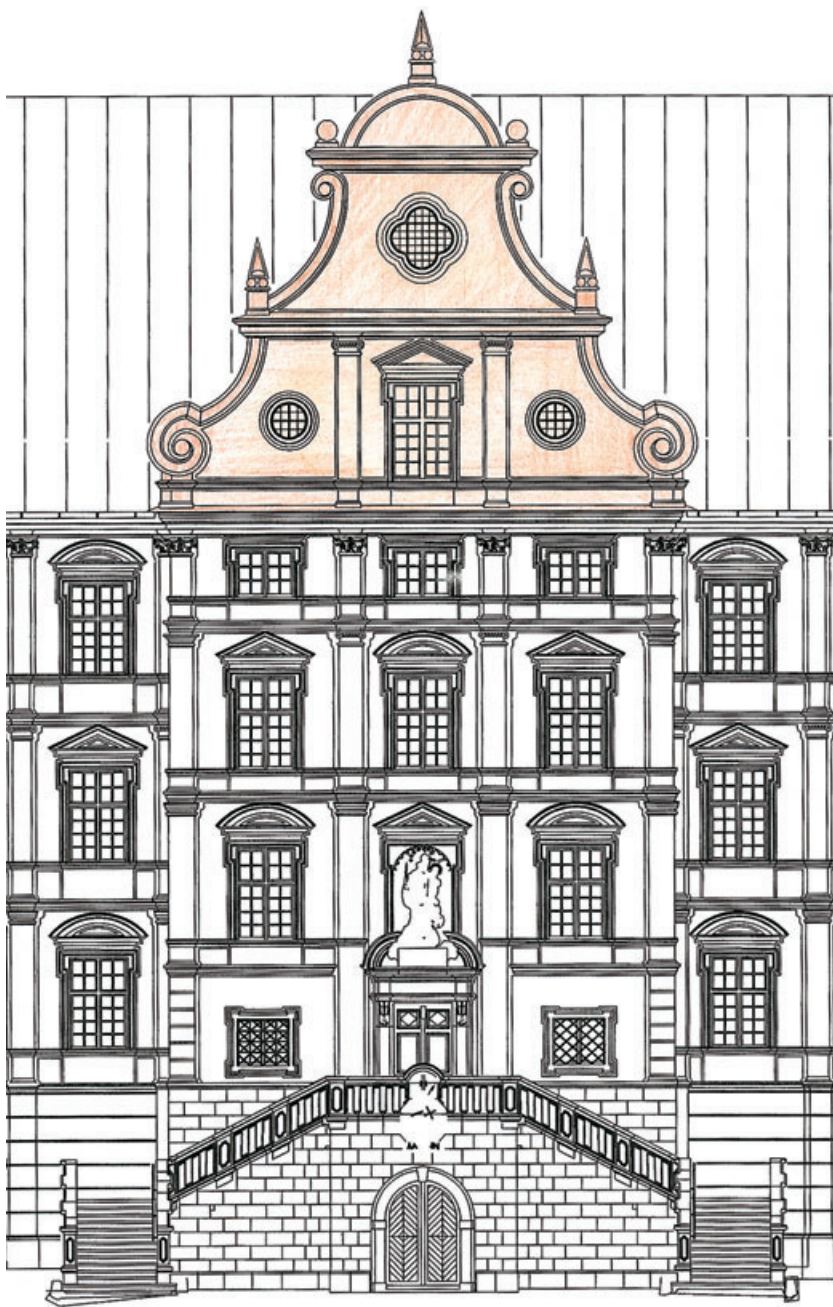


während der Bauarbeiten bis zu ihrem vollständigen Abbruch 1782/83 weitergenutzt wurde. Kurz darauf entstanden die beiden Verbindungstrakte zwischen Konvent und neuer Abteikirche. Außer der „Verschiebung“ der Kirche nach Norden hatte die in vier Jahrzehnten bewältigte Baumaßnahme noch weitere Auswirkungen auf die Gesamtsituation: Bereits 1753 wurde die Arkadengalerie wieder abgebrochen, wegen Baufälleigkeit und, wie aus der Begründung des Abtes Aurelius Braisch hervorgeht, auf Anraten Balthasar Neumanns „wegen der Symmetrie mit dem neuen Kirchenbau“. Anstelle der repräsentativen Galerie errichtete man zwei Jahre später eine schlichte Freitreppe vor der Westfassade des Konvents. Franz Ignaz Michael Neumann, ältester Sohn des 1753 verstorbenen Würzburger Barockbaumeisters, übernahm nun für kurze Zeit die Bauleitung in Neresheim. Unter seiner Aufsicht wurde 1755 das offenbar baufälleige Treppenhaus gesichert. Auch wenn es keinen schriftlichen Nachweis für den Abbruch des Giebels im Westtrakt gibt, so ist doch nahe liegend, dass dieser im Zuge der Instandsetzung des Treppenhauses – wohl ebenfalls wegen Baufälleigkeit – abgenommen und nicht erneuert wurde. Durch das Vorschieben der mächtigen, konvex geschwungenen Schaufassade nach Westen erhielt die ohnehin gewaltig

dimensionierte Abteikirche im Vergleich zum Konventgebäude mehr Gewicht. Mit der Neugestaltung und Erhöhung des Turmabschlusses von 46 auf 65 m in den Jahren 1789 bis 1791 und dem Ausbau der Kirchenfassade um den Frontispiz 1793 wurde die Dominanz der Abteikirche noch deutlicher. Wie der Kupferstich von 1792 belegt, präsentierte sich der Westflügel des Konventbaus spätestens seit diesem Zeitpunkt ohne Giebel. Abteikirche und der Turm dominieren seither den gesamten Klosterbereich.

Die beiden Darstellungen von 1706 und 1719 wurden vor Errichtung der barocken Abteikirche geschaffen und dokumentieren einen Zustand, der wohl nur ca. 40 Jahre – bis zum Abbruch der Galerie – bestand. Kurzum: Der wahrscheinlich 1755, spätestens aber bis 1792 entfernte Giebel des Konventwestflügels stand nie mit der barocken Abteikirche zusammen, wohl aber mit der 1753 abgebrochenen Galerie und einer der romanischen Kirche vorgeblendeten Giebelfassade. Der giebellose Mittelrisalit des Westflügels ist Teil des Neresheimer Klosters in seiner spätbarocken Ausbildung und die seit über 200 Jahren bestehende bauliche Situation. In der 1934 erschienenen, noch heute grundlegenden Darstellung zur Klosterbaugeschichte von Paulus Weißenberger wird dieser Zustand mit den Worten gewürdigt:

6 Westansicht mit Abteikirche, barocker Farbfassung des Konvents, rekonstruiertem Giebel und Schleppegäuben, am 20. 10. 2001 der Baukommission vorgelegt.



7 Bauantrag vom 25.11.2002, Westansicht. Vorlage: Planungsgruppe Johannes Gromer, Architekten Brenner & Duttlinger.

„Die Westfassade als Ganzes wirkt durch ihre vornehme Ruhe und edle Klarheit, vor allem wenn man sie mit der schweren Wucht der Kirchenfassade vergleicht.“

Bauhistorische Befunde und die Diskussion über die Nachbildung des Giebels

Im Rahmen einer 1999 vom staatlichen Vermögens- und Hochbauamt Schwäbisch Gmünd in Auftrag gegebenen bauhistorischen Untersuchung des Dachraums im Westflügel konnte die Existenz eines Giebels befundmäßig nachgewiesen werden. Anhand von Spuren (u. a. Zapfenlöcher) an den ehemaligen Anschlussstellen des Giebels im Bereich des von den Kehlsparrn gebildeten Dreiecks ließ sich neben seiner Breitenausdehnung zweifelsfrei nachweisen, dass er firsthoch, sein Dachstuhl dreigeschossig konstruiert und die Giebelscheibe massiv aufgemauert waren. Die dendrochronologische Datierung des

Dachstuhls auf 1701 bestätigte das in den schriftlichen Quellen überlieferte Baudatum für den Westflügel. Die an der Stelle des Giebels angebrachte, in der Dachfläche liegende Konstruktion wurde, wohl wegen Baufälligkeit, bereits 1813/15 erneuert, wie dendrochronologische Untersuchungen an den betreffenden Hölzern ergaben. Die Diskussion über den neu zu schaffenden Dachabschluss über dem Mittelrisaliten wurde nicht nur in zahlreichen Sitzungen der Baukommission geführt, sondern auch von einem im Jahr 2001 unter Beteiligung von einigen Vertretern der Fachwelt wie Gottfried Böhm und Johannes Habich abgehaltenen Symposium begleitet. Die Bandbreite der Vorschläge reichte von einem schlichten, mit Kehle und Grat gebildeten, neuen Dachverschluss über eine Attika bzw. Balustrade bis hin zu einer ungefähren Rekonstruktion des firsthohen Schweif-Volutengiebels (Abb. 5). Bei einer Sitzung der Baukommission im Juni 2000 schieden alle Varianten bis auf den Rekonstruktionsvorschlag und den Entwurf für einen niedrigen Dreiecksgiebel aus. Bei einer weiteren Baukommissionssitzung im Oktober 2001 konnten sich die Bauherrschaft und die anderen Entscheidungsträger – Staatliches Vermögens- und Hochbauamt, Oberfinanzdirektion, Regierungspräsidium, Förderverein, Untere Denkmalschutzbehörde sowie das Landesdenkmalamt – nicht auf einen Konsens hinsichtlich des Dachabschlusses einigen. Auf Initiative des Bauherrn wurde im November 2002 ein Bauantrag beim Landratsamt Ostalbkreis eingereicht, der die Rekonstruktion eines firsthohen Giebels in Barockformen beinhaltete und wenig später um ein Nachtragsbaugesuch für die Errichtung von sechs kleinen Schleppgaupen (ca. 80 cm hoch) auf der westlichen Dachhälfte ergänzt wurde (Abb. 6–8). Da wenige Jahre zuvor bereits mit Zustimmung des Landesdenkmalamtes Gaupen auf dem Südflügel als Maßnahme zum konstruktiven Bautenschutz (Dachraumbelüftung) errichtet worden waren, stellte das Landesdenkmalamt seine Bedenken gegen die Errichtung der Gaupen auch in diesem Fall zurück.

Aus den Erläuterungen zum Baugesuch, das von einer aus Bauforscher und Architekten gebildeten Planungsgruppe erarbeitet wurde, ging hervor, dass Gliederung und Detailausbildung des Giebels (Fensterbedachung, Pilasterkapitellform, Oculi, Ortgangprofile, Voluten usw.) sowie die durch die Gesimse gestalteten Stockwerke, die nicht identisch sein müssen mit den Stockwerkshöhen des Dachstuhls, anhand der historischen Darstellungen nicht definierbar seien. Zusätzlich zu den überlieferten Abbildungen, so insbesondere dem Stuckrelief von 1719, seien deshalb zeitgleiche Analogbeispiele, so die ehem. Klos-

tergebäude von Salem und Gengenbach als Grundlage für den Giebelentwurf herangezogen worden.

Innerhalb der nicht sehr reichen architektonischen Hinterlassenschaft von Michael Wiedemann existiert mit Ausnahme von Schloss Freudental bei Allensbach, dessen Giebelzier 1987 nachgebildet wurde, kein vergleichbares Gebäude.

Das denkmalschutzrechtliche Verfahren

Im Rahmen der Anhörung wurden vom Landesdenkmalamt mit Stellungnahme vom 19. Dezember 2002 erhebliche fachliche Bedenken gegen die Rekonstruktion des Giebels vorgebracht. Die im Folgenden zitierte Begründung stützte sich im Wesentlichen auf die vom ehem. Hamburger Landeskonservator Manfred F. Fischer ausgearbeitete, auch auf Neresheim anwendbare These, dass Rekonstruktionen von Gebäuden oder Bauteilen im Allgemeinen nur dann von Fachwelt und Öffentlichkeit akzeptiert werden, wenn drei Grundvoraussetzungen gegeben sind:

„1. Es muss eine der Zerstörung vorausgegangene gründliche Dokumentation (Baufaufnahme, Messbilder) als Rekonstruktionsgrundlage vorhanden sein.

2. Die (städte-)bauliche Situation darf sich nicht wesentlich verändert haben.

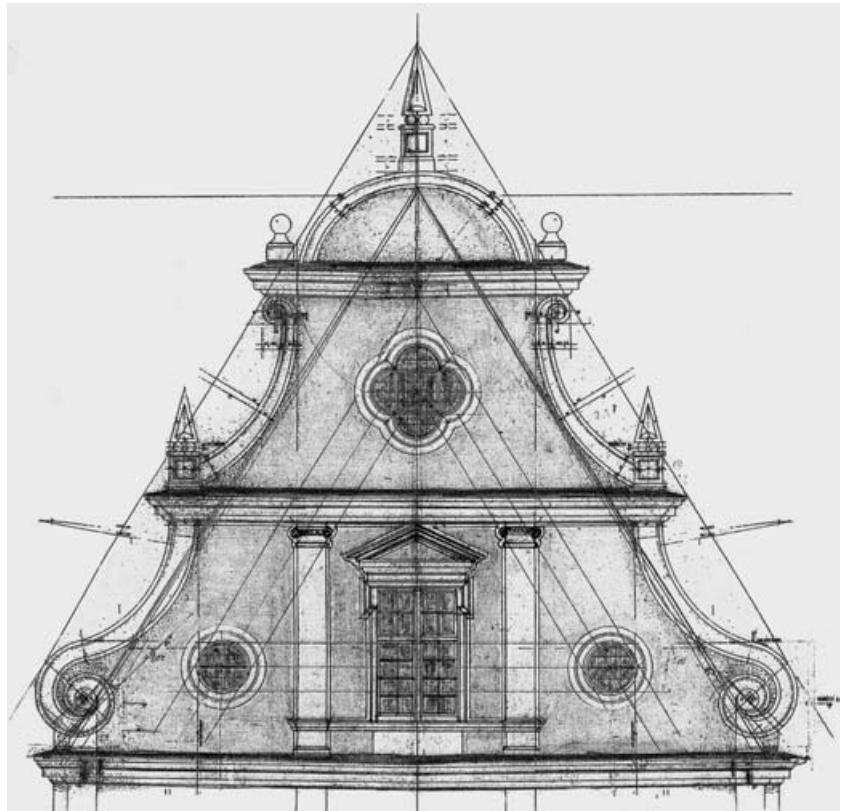
3. Der Zeitpunkt der Zerstörung des Gebäudes oder Bauteils liegt noch nicht lange zurück, sodass die Erinnerung an das Verlorene noch unmittelbar ist.

Beim vorliegenden Rekonstruktionsvorhaben wird keines dieser Kriterien erfüllt.“

Im weiteren Verlauf der Stellungnahme wird das Bauvorhaben in Neresheim unter diesen drei Kriterien befragt.

Zum ersten Punkt wird angeführt, dass außer den Baufuchten des Giebels alle architektonischen Gestaltungselemente hypothetisch bleiben müssten (s. oben). Es sei daher fraglich, ob eine Rekonstruktion des Giebels auf dieser Grundlage überhaupt möglich ist oder ob beim Bauvorhaben, welches vom Bauherrn mit „Rekonstruktion Westgiebel über Mittelrisalit“ bezeichnet wurde, nicht besser von einer „Nachbildung“ die Rede sein sollte.

Das zweite Kriterium – die veränderte bauliche Situation – ist der Kern der ablehnenden Begründung durch das Landesdenkmalamt. Anhand der Baugeschichte (s. oben) wird auf die Ungleichzeitigkeit des Wiedemann-Giebels und der Abteikirche Balthasar Neumanns hingewiesen. Bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jh. habe sich die bauliche Situation der Westansicht (Hauptansicht des



Klosters) so stark verändert, dass eine Nachbildung des Giebels keinen Bezug mehr zu seiner „neueren“ Umgebung hätte.

Zu Punkt drei wird ergänzend angefügt, dass die Dominanz der Abteikirche und der giebellose Konventbau das Ergebnis einer bewussten Gestaltung sein dürften und letztlich einen mindestens 200, wahrscheinlich sogar 250 Jahre währenden Zustand darstellten. Eine Rekonstruktion des Giebels würde diesen Zustand in Frage stellen und die Entwicklungsgeschichte des Klosters verunklären.

Abschließend erklärte das Landesdenkmalamt: „[...] ein entsprechender Dachaufbau [sollte] bescheiden und mit den Mitteln unserer Zeit gestaltet werden, sodass keine Konkurrenzsituation zur Fassade der Abteikirche und zur Klosteranlage insgesamt entsteht.“

Mit Schreiben vom 23. Januar 2003 teilte der Landrat des Ostalkreises als zuständige Untere Denkmalschutzbehörde mit Hinweis auf § 3 Abs. 3 Denkmalschutzgesetz mit, dass er beabsichtige, das Bauvorhaben in Abweichung von der Äußerung des Landesdenkmalamtes zu genehmigen. Die Untere Denkmalschutzbehörde machte dabei deutlich, dass sie den durch Bauforscher und Architekten erarbeiteten Entwurf für hinreichend fundiert und die notwendigen Rekonstruktionsgrundlagen für gegeben halte. Die bauliche Situation würde durch den Giebel nicht nachteilig verändert werden, im Gegenteil, die Bedeutung des Konventbaus werde unterstrichen. Der Giebel würde sich hierbei in die harmonische Ein-

8 Giebelansicht, Variante 14, verkleinerter Werkplan, Stand Mai 2004. Wesentliche Unterschiede zum Bauantrag bestehen in der Reduzierung des Brüstungsgesimses und der runden anstatt gebrochenen Voluten. Vorlage: Johannes Gromer.

heit des von Kirche, Prälatur und Konventbau gebildeten Ensembles einfügen, ohne das dominierende Erscheinungsbild der Kirche zu stören. Außerdem sehe die Untere Denkmalschutzbehörde in einem mit heutigen Gestaltungsmitteln errichteten Giebel eine erhebliche Beeinträchtigung für die Westfassade: „Die hochwertige Barockfassade verträgt keinen neuzeitlichen Dachaufbau.“

Der Begründung waren auch zwei an die Bauherrschaft adressierte, schriftliche Stellungnahmen eines bayerischen und eines österreichischen Denkmalpflegers beigefügt, die sich für den Rekonstruktionsentwurf aussprachen.

Da das Landesdenkmalamt nach Eingang der „Abweichung“ durch die Untere Denkmalschutzbehörde eine wie in § 3 Abs. 3 Denkmalschutzgesetz formulierte „schwer wiegende Beeinträchtigung für das Kulturdenkmal“ befürchtete, legte es die Angelegenheit im Februar 2003 dem Regierungspräsidium Stuttgart als Höherer Denkmalschutzbehörde zur Entscheidung vor. In der entsprechenden Stellungnahme wurde die bereits im Dezember formulierte, zum größten Teil mit baugeschichtlichen Abläufen (Ungleichzeitigkeit der Wiedemannschen und Neumannschen Konzeption) begründete Ablehnung weiter präzisiert. Außerdem wurde darauf hingewiesen, dass sich auch der Denkmalrat bei seiner Sitzung am 10. Dezember 2002 der Auffassung des Landesdenkmalamtes angeschlossen und mehrheitlich gegen die Rekonstruktion des Giebels votiert habe.

Ergänzend zu der bisher rein denkmalfachlich begründeten Ablehnung wurde in der Stellungnahme auch der Entscheidungsprozess erläutert. Die Abwägung zwischen konservatorischem Anspruch und bautechnischen Erfordernissen (Brandschutz und Statik) müsse, so das Landesdenkmalamt:

„[...] gerade bei einem so bedeutenden Kulturdenkmal wie dem Kloster Neresheim zugunsten des geschützten überlieferten Erscheinungsbildes erfolgen. Neue Bauteile sind auf das zur Funktionsfähigkeit der Anlagen erforderliche Mindestmaß zu reduzieren und müssen sich architektonisch in sorgfältiger, auf den Bestand abgestimmter Detailausführung als Zutaten des 21. Jh. einfügen und als solche erkennbar sein.“

Der beantragte auffällig verzierte, 12 m hohe Schaugiebel werde sich nicht unterordnen und nicht zwischen Konvent und Kirche vermitteln. In Anbetracht der bautechnisch erforderlichen, aber schwierig zu gestaltenden Maßnahme sei ein Dachaufbau aber nicht kategorisch abzulehnen. Von den diskutierten Giebelvarianten könne bisher nur das neutrale, zeitlose, an der Kirchenfassade vorkommende Motiv eines niedrigen Dreieckgiebels denkmalfachlichen Anforderungen gerecht werden. Abschließend heißt es:

„In Neresheim darf das Unbehagen gegenüber einer zeitgemäßen, aber zurückhaltenden Lösung und das verständliche, aber mangels Rekonstruktionsvorlage vergebliche Bemühen, den lange verlorenen Wiedemann-Giebel nachzubilden, weder zu einer Verfälschung der authentischen baugeschichtlichen Abläufe noch zu einer gegenüber überregionaler Kritik und Fachpublikum kaum vertretbaren, schwer wiegenden Beeinträchtigung der seit über 200 Jahren in dieser Form bestehenden Klosteranlage von nationalem Rang führen.“

Die Entscheidung

Nachdem ein weiterer Besprechungstermin mit allen Beteiligten beim Regierungspräsidium Stuttgart zu keiner einvernehmlichen Entscheidung führte, erteilte die Höhere Denkmalschutzbehörde am 4. März 2003 die denkmalrechtliche Zustimmung zu dem Baugesuch.

In der Begründung wird angeführt, dass die Entscheidung des Bauherrn für einen Nachbau des Giebels in barocken und nicht in modernen Formen zu respektieren sei, weil sich die Frage, was man als am ehesten der Anlage gemäßen Nachbau anzusehen habe, letztlich auf einen „Theorienstreit“ reduziere. Der nicht von der Hand zu weisende Einwand, der Nachbau gebe sich nicht als neuzeitliche Veränderung zu erkennen, müsse „[...] hinter dem wichtigeren – nämlich dem Erhalt der Klosteranlage von Neresheim als Gesamtkunstwerk mit weitgehend einheitlichem Charakter – zurücktreten.“ Erneut wird auf die fachlichen Stellungnahmen der beiden bereits oben genannten Denkmalpfleger aus Bayern und Tirol verwiesen. Die vom Landesdenkmalamt vorgeschlagene Alternative eines in „moderner Formensprache“ ausgeführten Giebels sei nicht akzeptabel, „[...] da durch bauzeitfremde Stilelemente das Denkmal in seinem äußeren Erscheinungsbild für jeden erkennbar negativ beeinträchtigt wird.“ Hier ist allerdings klarzustellen, dass das Landesdenkmalamt keine formal moderne, sondern eine bescheidene, als Zutat des 21. Jahrhunderts erkennbare Gestaltung vorgeschlagen hatte und in einem niedrigen Dreiecksgiebel eine Alternative sah.

Die Höhere Denkmalschutzbehörde führte in ihrer Entscheidung weiter an, dass der Nachweis dafür, dass der jetzige Bauzustand tatsächlich einem ursprünglichen Gesamtkonzept entspreche, nicht erbracht sei. Weiter heißt es:

„Der Nachbau des Giebels nach einem historischen Vorbild an dieser Stelle des Konvents ist die Vervollständigung einer sich dem Durchschnittsbetrachter, auf den abzustellen allein rechtlich geboten ist, als unbefriedigend darstellenden



9 Neresheim mit
Abtei von Südwesten,
September 2004.

Bausituation. Bislang bietet sich eine ‚langweilige‘ Dachlandschaft aus der Fernsicht. [...] Die bislang vom Landesdenkmalamt als besonders bemerkenswert bezeichnete ‚ruhige‘ Dachlandschaft wird im Übrigen auch schon durch die gleichfalls beantragten Dachgaupen verändert, für deren Einbau das Landesdenkmalamt seine denkmalpflegerischen Bedenken zurückgestellt hat.“

Der Maßstab für die Beantwortung der Frage, ob die Veränderung des Konventgebäudes als Belastung empfunden wird, sei letztlich der „[...] unverbildete Durchschnittsbetrachter, der einen Giebel in der Formensprache des übrigen Bautenensembles, das seine wesentliche Prägung durch die Kirche Balthasar Neumanns erfährt, zwar als Veränderung der seitherigen Situation wahrnehmen wird, aber nicht als Belastung im Sinne einer sein Formempfinden störenden Beeinträchtigung.“

Die Errichtung des Giebels sei im Übrigen reversibel und könne zum Beispiel wieder rückgängig gemacht werden, wenn nachgewiesen würde, dass sein Abbruch im 18. Jahrhundert auf einem gestalterischen Konzept Balthasar Neumanns beruhe. Abschließend heißt es:

„Der Giebel ist eine baustilgerechte Kaschierung einer ohnehin notwendigen Brandschutzöffnung über dem Treppenhaus. Einer solchen Öffnung versagt sich das Landesdenkmalamt im Grundsatz nicht. [...] Der Giebel über dem Konvent würde allenfalls einen weiteren Akzent setzen, kann jedoch – bei den deutlichen Größenunterschieden – in keinem Fall mit der Kirchenfassade konkurrieren.“

Kurz darauf erteilte das Landratsamt Ostalbkreis die Baugenehmigung. Die Finanzierung des auch vom Landkreistag befürworteten Giebels wird zum größten Teil vom Förderverein übernommen werden.

Zusammenfassung

Das Denkmalschutzgesetz und die Denkmalfachbehörde in ihrem Selbstverständnis zählen die Rekonstruktion untergegangener Kulturdenkmale im Allgemeinen nicht zu den Aufgaben von Denkmalschutz und Denkmalpflege. Die originalgetreue Wiederherstellung von Teilen eines sonst im Originalbestand erhaltenen Kulturdenkmals ist jedoch differenzierter zu betrachten. So gehört es neben der Konservierung historischer Substanz



10 Neresheim, Abtei,
neuer Giebel auf
dem Konvent-Westflügel,
September 2004.

unbestritten auch zu den denkmalpflegerischen Aufgaben, „Verschleißteile“ wie z. B. Dachziegel und Fassadenputze (s.o.) nachzubilden oder Werksteine und Skulpturen an Kirchenfassaden durch Kopien zu ersetzen, sofern deren Erhaltung am originalen Standort nachweislich nicht mehr möglich ist. Letztlich werden auch die vom Landesdenkmalamt akzeptierten Schleppgaupen, die es in ähnlicher Form immer auf dem Neresheimer Konventgebäude gab, nach historischen Vorbildern gestaltet. Als Teil des Daches stehen sie in ihrer Bedeutung für den Gesamteindruck aber in keinem Verhältnis zu einem firsthohen Ziergiebel als neuem, eigenständigem Bauteil (Abb. 9 u. 10). Eine trennscharfe Abgrenzung zwischen konservatorisch zu akzeptierenden und konservatorisch abzulehnenden Rekonstruktionen oder Nachbildungen muss aber letztlich am Einzelfall – wie im Vorliegenden – herausgearbeitet werden.

Maßgeblich ist die fehlende Übereinstimmung zwischen der denkmalfachlichen Argumentation des Landesdenkmalamtes, die baugeschichtlich begründet ist, und der denkmalrechtlichen Entscheidung, die auf die Frage fokussiert, ob die bauliche Zutat stilistisch passt oder nicht. Der Denkmalfachbehörde ist es nicht gelungen, ihre denkmalfachlichen Bedenken auf den denkmalrechtlichen Begriff der „Beeinträchtigung“ nachvollziehbar zu übertragen. Eine „erhebliche Beeinträchtigung“ liegt laut Gesetzgeber und Rechtsprechung dann vor, wenn der Gesamteindruck des Kulturdenkmals empfindlich gestört wird, der Gegensatz zwischen Veränderung und Bestand deutlich wahrnehmbar ist und von dem für die Belange des Denkmalschutzes aufgeschlossenen Durchschnittsbetrachter als belastend empfunden wird. Der mögliche Dokumentationswert von bestehenden baulichen Veränderungen als Aus-

druck gesellschaftlicher Entwicklungen oder historischer Ereignisse, die auch Zerstörungen beinhalten und beeinträchtigend wirken können, bleibt bei dieser rein denkmalrechtlichen Betrachtungsweise unberücksichtigt.

So gründet die differierende Einschätzung des Begriffs der Beeinträchtigung von Denkmalfachbehörde einerseits und Denkmalschutzbehörde andererseits in der unterschiedlichen Beurteilung und Gewichtung der bestehenden baulichen Situation. Während für das Landesdenkmalamt der lange unveränderte Baubestand mit dominierender Abteikirche Ausdruck spätbarocken Bauwillens ist und eigenen Dokumentationswert besitzt, handelt es sich dabei nach Auffassung des Regierungspräsidiums Stuttgart um eine für den Durchschnittsbetrachter unbefriedigende Bausituation mit eintöniger Dachlandschaft, ähnlich einem Torso, der mit dem Giebel-Nachbau vervollständigt wird. Beim Nachweis einer entsprechenden Planung Balthasar Neumanns zum Abbruch des Wiedemann-Giebels könne, so die Höhere Denkmalschutzbehörde, die reversible Giebel-Nachbildung wieder entfernt werden. Insofern verschließt sich die Höhere Denkmalschutzbehörde nicht grundsätzlich der bauhistorischen Argumentation des Landesdenkmalamtes, macht aber die Urheberschaft Balthasar Neumanns zur Bedingung für den hohen historischen Dokumentationswert der bestehenden baulichen Situation.

Das Denkmalschutzgesetz von Baden-Württemberg enthält keine denkmalfachlichen Vorgaben für den Umgang mit Kulturdenkmalen, doch haben sich durch die tägliche Arbeit der Denkmalschutzbehörden längst denkmalfachliche Grundsätze in Theorie und Praxis herausgebildet. Gerade bei einem Kulturdenkmal wie dem Kloster Neresheim, bei dem der Kunstwert eine herausragende Rolle spielt, sollte die möglichst exakte Bewahrung der Identität seiner Substanz oberstes Gebot sein. Die Erhaltung der vorhandenen Originalsubstanz hat prinzipiell Vorrang vor der Wiederherstellung eines früheren Erscheinungsbildes. Es wird Aufgabe der fachlichen Denkmalpflege sein, diesen in Theorie und Praxis längst als oberste Maxime konservatorischen Handelns anerkannten Grundsatz in Zukunft noch stärker in Gesetz und Rechtsprechung verankern zu lassen, damit er bei denkmalrechtlichen Entscheidungen berücksichtigt werden kann.

Literatur:

Außer den beiden hier abgebildeten historischen Darstellungen gibt es noch drei weitere, vor dem Neubau der Abteikirche entstandene Abbildungen von

Kloster Neresheim, die aber als wenig realitätsnah zu bewerten sind: Es sind dies ein Altarbild von 1713 im Kapitelsaal des Klosters, das keinen Ziergiebel zeigt, sowie ein Deckenfresko im Neresheimer Pfarrhaus von 1733 mit der Darstellung von drei Zwerchgiebeln auf dem Konventgebäude; ferner ein aus der Mitte 18. Jh. stammendes Pilgerandenken vom Wallfahrtsort Maria Buch mit einer stark vereinfachenden Abbildung des Konvents mit Giebel und der Abteikirche mit ursprünglich geplanter doppeltürmiger Westfassade.

Holger Brülls: Das Unbehagen in der Baukultur – Gibt es Reformbedarf und Reformbereitschaft in der deutschen Denkmalpflege? In: Die Denkmalpflege 60, 2002, Heft 2, S. 127–131.

Manfred F. Fischer: Rekonstruktionen – Ein geschichtlicher Rückblick. In: Rekonstruktion in der Denkmalpflege, Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 57, 2. Aufl., Bonn 1998, S. 7–15.

Johannes Gromer/Anja Krämer: Bauhistorische Untersuchung des Dachwerks über dem Haupttreppenhaus der Abtei Neresheim. Berichte vom 17. 4. 1999 und 15. 3. 2002.

Johannes Habich: Beim Barte Dehio's? In: Streitfall Rekonstruktion. In: Kunst und Kirche 3, 1997, S. 146–149.

Pro Neresheim. Zeitschrift für die Mitglieder, Freunde und Förderer des Vereins zur Erhaltung der Abteikirche Neresheim e.V., Nr. 16, 2000.

Pro Neresheim. Zeitschrift für die Mitglieder, Freunde

und Förderer des Vereins zur Erhaltung der Abteikirche Neresheim e.V., Sonderausgabe: 900 Jahre Benediktinerabtei Neresheim 1095–1995, Aalen 1995. Reichsstift Neresheim. Eine kurze Geschichte dieser Benediktinerabtei in Schwaben und Beschreibung ihrer im Jahre 1792 eingeweihten neuen Kirche. Hrsg. bei Gelegenheit dieser Einweihung, Neresheim 1792.

Bernhard Schütz: Abtei Neresheim (Großer Kunstführer), Lindenberg 1999.

Konrad A. Theiss (Hrsg.): Kunst- und Kulturdenkmale im Ostalbkreis, Stuttgart 1989.

Hermann Tüchle/Paulus Weißenberger (Hrsg.): Die Abteikirche Neresheim, Festschrift zur Wiedereröffnung am 9. September 1975 (Sonderdruck aus Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige, hrsg. von der Bayerischen Benediktinerakademie, Bd. 86, Jg. 1975, Heft I–II), Ottobeuren 1975.

Paulus Weißenberger: Baugeschichte der Abtei Neresheim (Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte, Bd. 24), Stuttgart 1934.

Cornelius Will: Briefe und Attestate über die Erbauung der Stiftskirche zu Neresheim durch Balthasar Neumann. Archiv des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg, Bd. 43, 1901, S. 1–23.

Dr. Karsten Preßler

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege

Berliner Straße 12

73728 Esslingen am Neckar



Zur Instandsetzung und Umnutzung von „Haus Mühlegg“ St. Georgen, Mühlstraße 1

Wenn von St. Georgen im Schwarzwald die Rede ist, denkt man normalerweise an das dortige Kloster oder die für die Region typischen Schwarzwaldhöfe. Hier aber soll das Augenmerk einmal auf die jüngere Vergangenheit des Ortes und auf ein spezifisches Gebäude gelenkt werden. Das „Haus Mühlegg“ wurde vor dem Ersten Weltkrieg errichtet und hat bis heute im Wesentlichen sowohl sein bauzeitliches Erscheinungsbild als auch seine qualitätvolle Ausstattung bewahrt (Abb. 1 und 2). Dies auch, weil es durch den heutigen Eigentümer umsichtig saniert und bau- und denkmalgerecht nun zu Wohn-, Museums-, Archiv- und Konferenzzwecken genutzt wird.

Monika Loddenkemper / Marianne Wucher

Einleitung

1913 wurde das so genannte Haus „Mühlegg“ mitten in St. Georgen (Schwarzwald-Baar-Kreis) an der Ecke Mühlstraße/Bahnhofstraße errichtet. Bauherr war der St. Georgener Uhrenfabrikant Christian Baeuerle mit seiner Frau Hermine. Als Architekt ist Alfred Haas, ein Vetter von Hermine Baeuerle, geborene Haas, überliefert.

Das repräsentative Villengebäude steht in exponierter Ecklage frei auf einem großen, leicht abfallenden Gartengrundstück mit altem Baumbestand. Das Haus ist eingeschossig und fällt durch sein mächtiges Dach auf (Abb. 2 u. 3). Dazu gehören ein großer Garten mit gleichzeitig entstandenem Gartenhäuschen auf fast quadratischem Grundriss, eine kleine als „Schäferin“ bezeichnete

Steinskulptur sowie ein Wasserbecken mit einem Pelikan aus Kalkstein (Abb. 4). Die Skulpturen schuf der Bildhauer Emil Aurelius, Bruder des Bauherrn Christian Baeuerle. Das gesamte Gelände ist von einer Sandsteinquadermauer mit schlichtem Metallgeländer umfasst. Alle diese einzelnen Elemente – das Hauptgebäude, der typologisch zum Landhaus gehörende Garten, der kleine Wirtschaftsbau, das gestaltete Wasserbassin im Garten und die Grundstückseinfassung – bilden eine „Sachgesamtheit“ im Sinne des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes.

Beschreibung

Bestimmt wird das eingeschossige villenartige Gebäude vor allem durch sein mächtiges – an



1 „Haus Mühlegg“
in St. Georgen, Südwest-
ansicht von 1913.



Schwarzwaldhöfe der Region erinnerndes – Dach, das im unteren Bereich auf jeder Fassadenseite einen leicht abgewandelten Dreiviertelwalm ausbildet, unter dessen weit ausladenden Dachvorsprüngen holzverschindelte Fronten mit Fenstern, im Süden ein laubenartig eingezogener Balkon, angeordnet sind. Dass sich unter diesem voluminösen steilen Krüppelwalmdach noch ein verputztes massives Erdgeschoss mit einem hohen Sandsteinsockel befindet, ist nur in der laubfreien Zeit wahrnehmbar. Der sehr hohe Sockel ist in bossierten Quadern ausgeführt, dem regional typischen Buntsandstein. Darüber schließt sich eine in gleichem bräunlichem Ton eingefärbte Putzfläche an, die ursprünglich durch Lisenen gegliedert wurde. Die Erker sind durch Holzverblendungen auf der West- und Ostseite betont, die weiß gestrichenen Fenster mit kleinteiliger Sprossierung sind ohne farbig abgesetzte Umrahmungen in die Umgebung eingebunden. Einige Fenster weisen Fensterläden, die an den Erkern Rollläden auf. Die Villa wird durch die malerische, asymmetrische Gliederung ihres Baukörpers charakterisiert, die durch die überdimensional großen Dachflächen nach oben „behütet“ zusammengeführt und abgeschlossen wird. Sie bildet einen geschlossenen Umriss und wirkt durch Materialwahl und Farbgebung des Außenbaus in Rot-Braun-Tönen als eine Einheit, sehr geschlossen; was Schwarzwaldhöfe mit dem stark heruntergezogenen Dach als Witterungsschutz assoziiert.

Der Zugang zum Gebäude befindet sich (fast versteckt) an der Nordseite. Über drei Sandsteinstufen gelangt man durch einen an Schwarzwaldhöfe erinnernden laubengangartigen Eingangsbereich aus hölzernen Stützen mit groben Holznägeln ins Gebäudeinnere (Abb. 5). Im nördlichen Hausteil ist seit jeher die Küche mit Abstellraum und Garderobe platziert. Über einen schon zu Bauzeiten als „Futtergänge“ bezeichneten schmalen Flur ist nach Osten das Kinderzimmer mit Erker erreichbar. Zur Gebäudemitte und nach Westen schließt sich der, ebenfalls mit Erker ausgestattete, fast

3 Nordwestansicht, 2004.



quadratische, hallenartig großzügige, Treppenhausbereich mit Holzterrasse samt neobarockem Brettbalustergeländer an. Im Süden sind die repräsentativen Wohnräume mit Wohn- und Speisezimmer untergebracht, die einen Ausblick in den Garten mit Wasserbecken über den mittig nach Süden platzierten Erker und einen Austritt auf die Terrasse ermöglichen. Diese Repräsentationsräume haben jeweils nach Süden einen im Bodenbereich erhöhten Erker. Sie zeigen außerdem beide eine aufwändige Holzausstattung mit fast raumhohem Täfer, kassettierten Decken, Parkettfußböden und drei Kachelöfen (Abb. 5); in einem Raum haben sich ein in filigraner Jugendstilornamentik gehaltenes Büfett und in einem ein Wandbrunnen (Abb. 6) überliefert; ebenfalls von Aurelius geschaffen. In Küche und Eingangsbereich sind die bauzeitlichen Fliesen erhalten geblieben.

Das Obergeschoss, das sich im unteren Teil des voluminösen und hohen Daches befindet, ist von Anfang an ausgebaut gewesen, wenn auch deutlich schlichter – wie allgemein üblich. Hier waren die Schlafräume angesiedelt, die sich um Diele und hausmittigen Flur gruppieren (Abb. 7). Das Stockwerk zeigt im Wesentlichen noch die bauzeitliche Grundrissaufteilung und die Holzkassettenüren mit Rautenornamentik sowie Decken mit Hohlkehlen und schließlich einen großen, von beiden Südzimmern erreichbaren Balkon.

Während der Außenbau durch seine prägnanten Dachflächen und die detailliert konzipierte Material- und Farbwahl recht geschlossen – nahezu abweisend – wirkt, erscheint das Hausinnere doch von einer völlig anderen Idee getragen: Großzügig öffnet sich der Treppenbereich und laden die stattlich, aber freundlich ausgebauten Repräsentationsräume mit Austritt in den umge-

benden Garten ein. Dieser offenkundige Gegensatz von äußerer Erscheinung und Innerem des Kulturdenkmals präsentiert sich im wahrsten Sinne des Wortes als „spannend“.

Der zugehörige Garten wird durch das abfallende Terrain mit anschließender Terrasse und Treppen mit Sandsteinquaderabschluss, kleinem Gartenhäuschen, Wasserbecken mit Pelikan, Skulptur, anschließender Terrasse und historischem Baumbestand auf freier Rasenfläche geprägt, die er zu einem Ganzen verbindet und durch die Grundstückseinfassung aus Sandsteinquadern einfasst und nach außen abschließt. Der angelegte Garten in unmittelbarer Nähe der Villa, der an Terrassen, Stützmauer und Ummauerung immer wieder sowohl das Buntsandsteinmaterial als auch die Farbigekeit des Hauptgebäudes aufnimmt, ist mit seiner Abfolge von Terrassen, Treppen und dem Bassin charakteristisch für die Gartengestaltung des frühen 20. Jahrhunderts, die sich explizit abkehrte vom Landschaftsgarten der vorangegangenen Generation.

Was macht das Kulturdenkmal aus?

Im Denkmalschutzgesetz von Baden-Württemberg ist ein Kulturdenkmal als „Sachen, Sachgesamtheiten und Teile von Sachen, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht“ definiert.

Aus der weiter oben gegebenen Beschreibung wird deutlich, dass die hier angetroffene Sachgesamtheit des Architekten Haas architektonische Gestaltungsmittel verbindet und aus verschiedenen Quellen ihr Formenrepertoire schöpft. Die Synthese der oben angeführten Elemente in einem qualitätvollen architektonischen Entwurf macht die Denkmaleigenschaft des Ensembles aus. So sind die steile Dachfläche des Hauptgebäudes mit den komplizierten Verschneidungen, die Holzverschindelung, der laubenartig eingezogene Balkon und die hölzerne Eingangssituation sicher eine Reminiszenz an die für die Region typischen Schwarzwaldhöfe. Die Materialwahl der Umfassungsmauer, an Sockel, Terrasse und Erkern, die Disposition der Grundrisse und die aufwändige Holzausstattung sind gängige Elemente des gehobenen Villenbaus im Heimatstil aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, einer Stilausprägung, die Elemente des süddeutschen Klassizismus, Barock und des Jugendstils vereint. Die Skulptur der „Schäferin“ und der kleine Brunnen samt Pelikan im Garten sowie der Wandbrunnen im Haus sind Jugendstilelemente.

Die gelungene Kombination verschiedener architektonischer Stilelemente an diesem Bauwerk, das stilistisch auf der Höhe seiner Zeit ist und zu-

4 Garten mit Gartenhäuschen und Pelikan.



dem regionale Bezüge aufweist, und die in großen Teilen bauzeitliche Überlieferung begründen das wissenschaftliche und künstlerische Interesse an der Erhaltung dieser Sachgesamtheit im Sinne des Denkmalschutzgesetzes.

Erfreulicherweise konnte eine weitere Bedeutungsdimension des Objektes ermittelt werden: Es sind sowohl der Architekt als auch der Bauherr des Ensembles überliefert. Diese aufwändige und ungewöhnliche Villa – in den bauzeitlichen Plänen als „Landhaus“ bezeichnet – ist für den St. Georgener Uhrenfabrikanten Christian Baeuerle als Dokument des erfolgreichen Unternehmertums im Industriezeitalter errichtet worden. Als Architekt zeichnet der junge, mit den Bauherren verwandte, Alfred Haas verantwortlich, der das „Haus Mühlegg“ als erstes Projekt nach seinem Studienabschluss in Darmstadt umsetzte. Hier sei zudem erwähnt, dass die Dozenten der Technischen Hochschule Darmstadts schon früh die so genannte „heimatliche Bauweise“ lehrten, die am Objekt deutlichen Niederschlag gefunden hat. Das Anwesen hat damit auch eine Bedeutungsdimension für die Darmstädter Schule, also einen überregional wissenschaftlichen Wert. Durch das Wissen um ortsansässigen Bauherrn und Architekten ist dieses Kulturdenkmal neben der wissenschaftlichen zudem von heimatgeschichtlicher Bedeutung für den Schwarzwaldort.

Sanierung 2001/2002

Im Frühjahr 2001 wurden das ursprüngliche Villengrundstück und das bereits 1920 durch Christian Baeuerle zugekaufte Nachbargrundstück durch den neuen Eigentümer Herrn Georg F. Papst erworben.

Dieser wollte anfangs zugunsten eines neuen Verwaltungsgebäudes seiner Firma die Villa abreißen lassen. Glücklicherweise kristallisierte sich heraus, dass das „Haus Mühlegg“ – bei Erstellung eines gesonderten Neubaus auf dem Nachbargrundstück – in die gewerbliche Nutzung einbezogen werden und damit erhalten bleiben konnte. Auch präsentierte sich das Haus beim Eigentümerwechsel in einem erfreulich guten Erhaltungszustand. In der ersten Konzeption war vorgesehen, das Gartenhäuschen im hinteren Grundstücksteil abzubauen und einen Verbindungsgang vom Neubau zum Altbau herzustellen. Im Villengebäude sollten Grundrissänderungen vorgenommen werden und – mit dem Ausbau des zweiten Dachgeschosses – Dachflächenfenster aufgebracht werden.

Im gemeinsamen Gespräch wurde ein für alle Beteiligten zufrieden stellendes Konzept entwickelt, bei dem die Bestandteile des Kulturdenkmals und der erforderliche Neubau ein harmonisches Mit-



einander bilden. So konnte auch das relativ aufwändig gestaltete Gartenhaus – wie der Hauptbau im Materialwechsel von Sandsteinquadern und Putz, mit großzügiger Durchfensterung und glasierter Bibereindeckung gearbeitet – in die neue Nutzung integriert und erhalten werden (Abb. 4). Auf die Erstellung eines Verbindungsganges zwischen Neu- und Altbau verzichtete der Eigentümer zugunsten der Solitärstellung und unverwechselbaren Wirkung des Villengebäudes. Die Veränderungen im Inneren konnten bei der Instandsetzung deutlich reduziert werden: Es wurden im Erd- und Obergeschoss nur einzelne in den Zwanzigerjahren eingefügte Wandschränke entfernt. Die bauzeitliche Raumdisposition wurde in allen Geschossen erfreulich komplett belassen. Die zugehörigen qualitätvollen Ausstattungselemente – vorwiegend aus Holz wie Türen, Decken, Lamperien und Fußböden – wurden behutsam restauriert (Abb. 5).

Auf der Südseite waren eine bessere Belichtung der beiden an den Erker anschließenden repräsentativen Räume, eine geringfügige Absenkung der Balkonbrüstung und eine Erweiterung der Terrasse gewünscht. Nach Abwägungen seitens der Denkmalbehörden wurde der kompletten Verglasung des Erkers als Wintergartenfront mit kleinteiliger Sprossierung, der Brüstungsveränderung und einer Vergrößerung der Terrasse trotz des Eingriffs in den historischen Bestand zugestimmt.

Lange und intensive Beratungen waren bezüglich der gewünschten zusätzlichen Belichtung des ersten Dachgeschosses und insbesondere des neu auszubauenden zweiten Dachgeschosses erforderlich. Schnell wurde deutlich, dass gewöhnliche Dachflächenfenster dieses außergewöhnli-

5 Erdgeschossraum im Südosten mit bauzeitlicher aufwändiger Ausstattung.

che Dach zerstören und das Erscheinungsbild des Kulturdenkmals erheblich beeinträchtigen würden. Schließlich entwickelten die Rottweiler Architekten kleinteilige abgewalmte Schleppgauben mit entsprechend filigran gegliederten Fenstern und diese umgebenden Holzschindeln, die sich am Bestand orientieren sowie harmonisch und unauffällig in die geschlossen erscheinende Dachfläche integrieren und damit das besondere Charakteristikum des Kulturdenkmals weiter tradieren (Abb. 2 u. 3).

Von entscheidender Bedeutung für die Wirkung des Außenbaus ist das Spiel der unterschiedlichen Materialien und Formen, die durch die differenziert abgestimmte Farbgebung in Rot- und Brauntönen einen harmonischen Zusammenhang bilden. Bei der Sanierung wurde darauf geachtet, dass dieses Zusammenspiel beibehalten wird. So wurden der Sandsteinsockel instand gesetzt, die Putzflächen in Anlehnung an den Befund in einem etwas aufgehellten rot-bräunlichen Ton gestrichen, die Holzstützen des Eingangs und die Erker wurden in einem Holzton gefasst, die Fensterläden sind wie zuvor im Grünton gestrichen und schließlich wurde das charakteristische Dach dem Bestand entsprechend mit braun glasierten Ziegeln ergänzt.

Der historische Baumbestand sowie Treppen und Stützmauer des Gartens wurden wie auch das Nebengebäude, das Bassin mit Pelikan und die Umfassungsmauer gesichert und repariert und in die Gesamtgestaltung des Areals mit Alt- und Neubau einbezogen.

So präsentiert sich nach der Sanierung ein in Details verändertes, jedoch im Ganzen wieder stimmiges und einheitliches Bild.



6 Eingangsbereich im Erdgeschoss mit Jugendstil-Wandbrunnen.

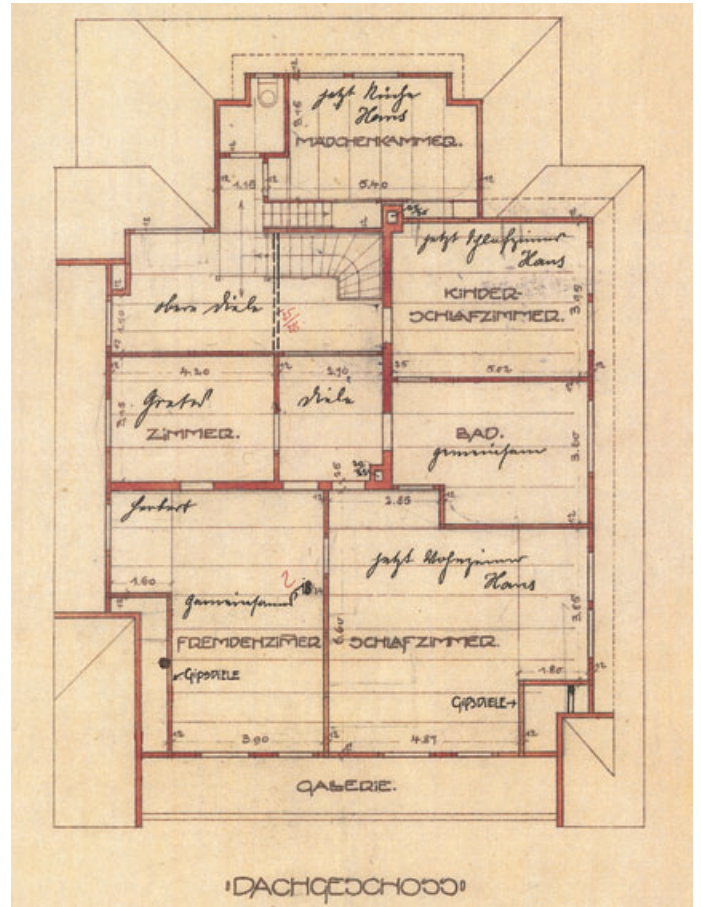
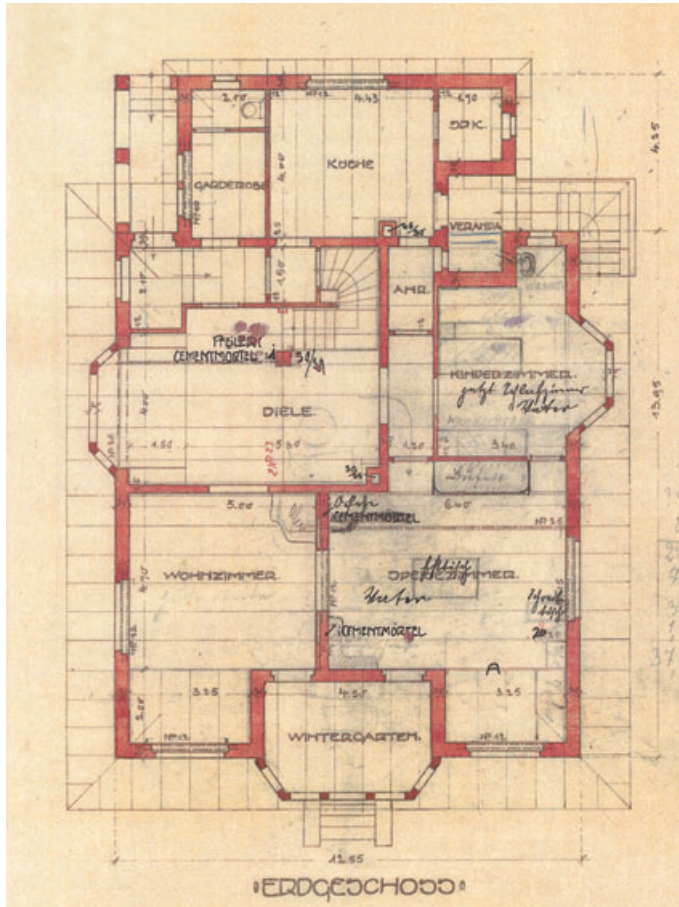
Bauherr, Architekten und Denkmalpfleger sind sich einig darin, dass die Instandsetzung des ungewöhnlichen „Landhauses“ – angesichts der Ausgangssituation und trotz der erforderlichen Zugeständnisse – als gelungen bezeichnet werden kann. Aus Sicht der Denkmalpflege ist es weiterhin erfreulich, dass die komplette denkmalwerte Gruppe von Baulichkeiten mit dem Nebengebäude, dem Garten mit Wasserbassin samt Skulpturen und der Grundstückseinfassung erhalten und ablesbar bleiben konnte. Auch diese nachgeordneten Bestandteile des Kulturdenkmals sind als der Anlage zugehörig in die neue Nutzung mit einbezogen und umsichtig saniert worden.

Das Gartenhäuschen wird für kleinere private Veranstaltungen und zu Lagerzwecken für Gartenmöbel genutzt. Die Villa selbst erfährt eine ungewöhnliche und vielfältige Nutzung. Das Erdgeschoss dient in Teilen der Veranschaulichung der Firmengeschichte und der Persönlichkeit des Vaters des neuen Eigentümers: Hermann Papst (1902–1981). Dem bekannten und vielseitigen Unternehmer und Erfinder im Bereich von Elektromotoren, Gerätelüftern, Dieselmotoren, Luftschiffen, Lautsprechern u. a. ist die Ausstellung seiner umfangreichen Sammlung (Dokumente, Ideen, Skizzen, Korrespondenz, Entwicklungsberichte, Zeichnungen sowie Entwicklungsmuster und Modelle) im Erdgeschoss gewidmet. Dazu wurden die Hohlräume des Wandtäfers im Westerker für kleine Ausstattungstücke genutzt und durch Vitrinenschränke entsprechend ergänzt. Zudem werden die zum Garten ausgerichteten Räumlichkeiten teils parallel als Konferenz- und Ausstellungsräume der im benachbarten Neubau untergebrachten Firma Papst Licensing GmbH und Co. genutzt. Das erste und zweite Dachgeschoss sind privater Wohnnutzung und der Nutzung als Archiv vorbehalten.

Partnerschaftliches und konstruktives Miteinander aller Beteiligten als Chance

Die Sanierung der Sachgesamtheit „Haus Mühllegg“ zeigt, dass es nur in konstruktivem und partnerschaftlichem Miteinander aller Beteiligten möglich ist, ein 90 Jahre altes Kulturdenkmal als Ensemble den heutigen modernen Anforderungen entsprechend zu sanieren. Seitens der Denkmalpflege wurden einige strukturelle Veränderungen am Äußeren zugunsten des Erhalts des originalen Ausbaus hingenommen. Dennoch konnten die grundlegenden Bestandteile denkmalwerter bauzeitlicher Substanz erhalten sowie das historische Erscheinungsbild nahezu ungeschmälert überliefert werden.

Damit konnte für die Stadt St. Georgen, die keinen dichten Denkmälerbestand aufweist, ein her-



ausragender und prägender Gebäudebestand für die Zukunft gerettet werden.

Literatur:

Barbara Edle von Germersheim, Unternehmervillen der Kaiserzeit (1871–1914), München 1988, 34–77, 348–362.

Michael Imhof, Historisches Fachwerk, Bamberg 1996, 441–457.

Friedemann Maurer, Hermann Papst, Leben und Werk eines Erfinders, Konstanz 2002, 71–95, 181–200, 251–260.

Helmut Rothermel, Hermann Papst – Erfinder und Unternehmer. In: Almanach 2004, Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises, 28. Folge, Villingen-Schwenningen 2004, 86–93.

Ulrich Schnitzer: Schwarzwaldhäuser von gestern für

die Landschaft von morgen, Arbeitsheft 2, Landesdenkmalamt, Stuttgart 1989, 14–29.

Heinz Strobl/Ulrich Majocco/Heinz Siehe: Denkmalschutzgesetz für Baden-Württemberg, Stuttgart 2001, 21–29, 45 ff.

Marianne Wucher: „Haus Mühlegg“, St. Georgen, unveröffentlichte Dokumentation, Rottweil 2004.

Monika Loddenkemper M. A.

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg

Dipl.-Ing. (FH) Marianne Wucher

Freie Architektin
Hochwaldstraße 46
78628 Rottweil

7 Bauzeitliche Grundrisse von Erdgeschoss und Dachgeschoss.



Gläserne Wartehäuser ragen wie Schiffsbrücken in den See

Die Ländebauten der Fährehäfen in Meersburg und Konstanz-Staad

„Mal Denkmal, mal kein Denkmal!“ Unter diesem provokativen Titel berichtete der Konstanzer Südkurier am 11. 6. 2003 darüber, dass das Wartehaus von 1951 auf Meersburger Seite als Kulturdenkmal eingestuft war, nicht aber die nur zwei Jahre später vom gleichen Architekten erstellte Hafенrandbebauung auf Konstanzer Seite. Entscheidend war damals, dass sich die Baulichkeiten in einem sehr unterschiedlichen Zustand überliefert hatten: Das Meersburger Wartehaus präsentierte sich anschaulich als Bau der 1950er Jahre, die Bauten am Konstanzer Hafen waren in den 1970er Jahren zu Betriebsgebäuden umgenutzt und – wie es schien – völlig verändert worden. Es war die Initiative zunächst Einzelner, dann – im Rahmen einer Stadtteildiskussion – der Wunsch der Mehrheit der Bürger von Staad und Allmannsdorf, die vom Abriss bedrohte Konstanzer Hafенrandbebauung zu erhalten. Die Stadtwerke renovierten 2002/03 den repräsentativen Kopfbau für die Ausstellung zum 75-jährigen Bestehen des Fährbetriebs. Dabei zeigte sich, dass der filigrane Originalbau in den 1970er Jahren nur ummantelt und durch Trennwände unterteilt worden war. Daraufhin prüfte das Landesdenkmalamt erneut und stellte die Kulturdenkmaleigenschaft der Konstanzer Ländebauten als Sachgesamtheit fest.

Petra Wichmann

Zur Vorgeschichte: Konstanz war nach dem Ersten Weltkrieg eine durch hohe Zölle von ihrem traditionellen Thurgauer Hinterland abgeschnittene Stadt in Randlage. Vor diesem Hintergrund setzten sich in vierjähriger heftig, kontrovers und mit diversen Planungsalternativen geführter Diskussion die Befürworter einer Bodenseefähre von Konstanz-Staad nach Meersburg durch. Mit Hilfe des zunehmend wichtigeren Automobilverkehrs sollten für Konstanz das nördliche Bodenseeufer und der Linzgau als neues Hinterland erschlossen und als neue wirtschaftliche Perspektive Automobiltouristen angelockt werden. Dazu mussten mit enormem finanziellem Aufwand im eingemeindeten Fischerdorf Staad und am steilen Ufer westlich der Meersburger Altstadt auf zuvor aus markgräflischem Besitz erworbenem Rebland neue Häfen gebaut werden. Es galt viele technische Schwierigkeiten zu meistern, ehe die erste europäische Binnenseefähre 1928 ihren Betrieb aufnehmen konnte. (In Staad ist der mit seiner originalen Technik überlieferte Fähranleger der Gründungszeit westlich der jüngeren Anlagen erhalten – ein technikgeschichtliches Kulturdenk-

mal, vgl. Abb. 6). Dieser Fährbetrieb wurde zu einem großen wirtschaftlichen Erfolg.

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg war der Fuhrpark sehr geschrumpft. Aber bereits 1949 lag die Transportleistung weit über den Vorkriegszahlen, 1952 war das Verkehrsaufkommen viermal größer als in der Vorkriegszeit. Staus, fehlende Parkplätze, mehrstündige Wartezeiten wurden an den Fährehäfen zum Problem. Die beiden Häfen in Konstanz-Staad und Meersburg wurden deswegen bereits 1951–53 vergrößert. In Konstanz hat man das Hafenbecken nach Osten erweitert und in Verlängerung einer neu trassierten Straße für die Fahrzeuge einen mehrspurigen Aufstellplatz eingeebnet. In Meersburg waren die Baumaßnahmen geländebedingt schwieriger und kostspieliger, hier konnte der Aufstellplatz nur durch Zuschütten des bisherigen Hafenbeckens vergrößert werden. Das neue Hafenbecken musste weiter westlich neu ausgebaggert werden. Beide Häfen hatten mit ihrer Fertigstellung jeweils zwei Anlegestellen; vier Fährschiffe bewältigten in dieser Zeit den Transport.

Die Fährehäfen galten als „Drehscheibe Europas“,



1 Der Meersburger Wartepavillon. Foto 2003.

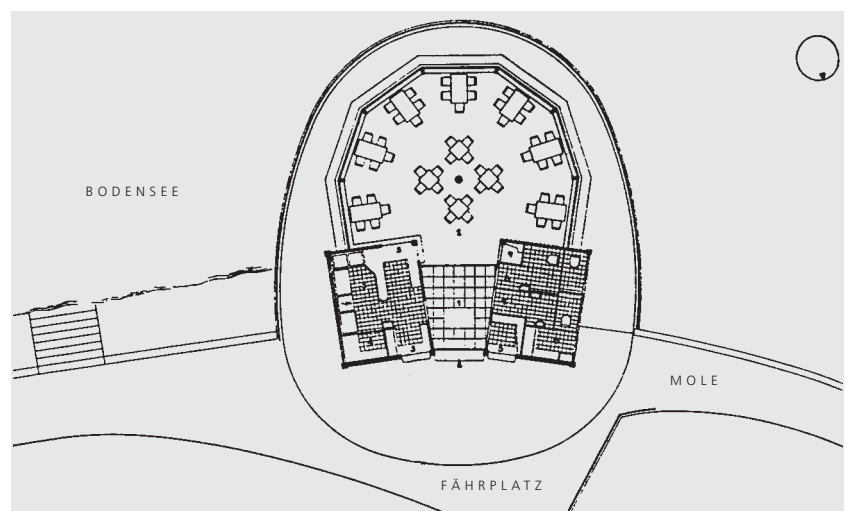
eine großzügige bauliche Ausführung sollte das zum Ausdruck bringen. Bauherr waren auf beiden Seiten des Sees die Stadtwerke Konstanz. Als Architekt beschäftigte sich Hermann Blomeier bereits seit 1947 mit dieser Bauaufgabe. Blomeier hatte nach gründlicher handwerklicher Ausbildung von 1930–32 u. a. bei Mies van der Rohe am Bauhaus in Dessau studiert. Sein erster Auftrag war 1932/33 ein in Zürich-Höngg erstelltes privates Wohnhaus im Bauhausstil. Danach hat er für das renommierte Konstanzer Architekturbüro Ganter im Heimatstil gearbeitet, er wurde später Partner, 1949 alleiniger Leiter des Architekturbüros Ganter und Blomeier. Zwischen 1946 und 1949 engagierte er sich publizistisch als Mitarbeiter, später als Herausgeber von „Bauen und Wohnen“ für die moderne Architektur und ein Wiederanknüpfen Deutschlands an die internationale Architekturentwicklung. Der erste große Auftrag in der Nachkriegszeit, die Fährebauten, machte Blomeier bekannt. Später hat er z. B. mit der evangelischen Melancthon-Kirche und dem Landschulheim in Gaienhofen (1955–73) und mit dem Biologischen Institut in Tübingen (1961–67) große Aufträge realisiert. Er gehört zu den wichtigen, noch zu wenig rezipierten Architekten der Nachkriegszeit im deutschen Südwesten.

Ausgeführt wurde zunächst der Wartepavillon am Meersburger Fährehafen (Abb. 1–3). Es ist interessant, dass das Raumangebot mit Warte- und Gästeraum, Küche und Sanitärbereich in Blomeiers Planung von 1949 noch in einer Holzkonstruktion mit rechteckigem Grundriss untergebracht ist, dass aber der 1951 in Stahlbeton ausgeführte Bau durch gerundete und bewegte Formen und große Transparenz eine ganz andere Qualität gewonnen hat. Der eingeschossige Bau springt über eine Terrasse, deren Grundriss aus

der Eiform entwickelt und vom ovalen Flachdach variiert wird, über die Hafenummauer in den See vor. Der zurückgesetzte Warteraum mit Restauration ist ein mit Fenstern nach drei Himmelsrichtungen zum See geöffnetes Polygon mit mittiger Pilzstütze, das nach Norden zur Straßenseite durch die zwei schräg gestellten, baulich weitgehend geschlossenen Kuben der Nebenräume abgeschirmt wird. Indem er das Warthehaus gleichsam wie die Schiffsbrücke eines Fährschiffs in den See hinausragen ließ, hat Blomeier ein für die Bauaufgabe höchst sinnfälliges Motiv entwickelt, quasi eine „architecture parlante“.

Bei dem größeren Hafen in Konstanz-Staad ging es 1953 darum, mit der Hafenumrandung den Fährehafen und Aufstellplatz baulich zu gestalten. Das funktionale Programm mit Café-Restaurant, öffentlichem Warteraum mit Milchbar sowie Läden, Kiosken und Sanitäreinrichtungen stellte für die Wartenden eine gehobene Infrastruktur zur Verfügung (Abb. 4–10). Ergänzt wurde das Bauprogramm an der Ostseite durch

2 Grundriss des Wartepavillons von 1951 am Meersburger Fährehafen. Der Wartepavillon lag damals unmittelbar an der Mole. Oben der Warteraum, links die Küche, mittig der Eingang, rechts Kartenverkauf, Sanitärräume und öffentliches Telefon. Nach Kachel.



3 Der Meersburger Wartepavillon. Das Dach wird im Innenraum von einer Pilzstütze getragen. Foto 2003.



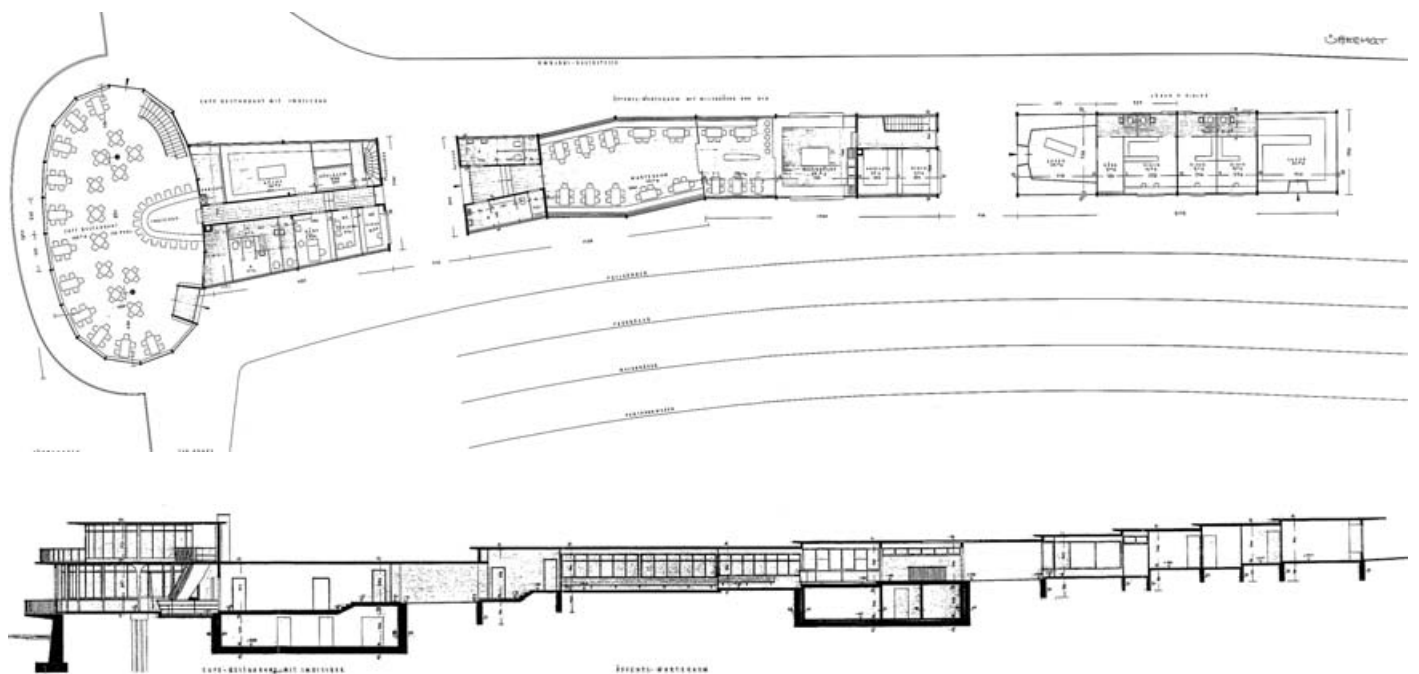
4 Grundriss des EG der Hafenanlage am Fährhafen von Konstanz-Staad 1953. Im linken Gebäudeteil waren untergebracht Restaurant, Küche und Nebenräume; im mittleren Abschnitt Toiletten, öffentlicher Warteraum, Milchbar, Milchiosk, Büro und Kiosk; im rechten Abschnitt Kioske und an den Stirnseiten Läden.

5 Im Längsschnitt der Hafenanlage wird die Bedeutung der Dachformen für diese Architektur besonders deutlich.

ein Betriebsgebäude zwischen den neuen Fähreanlegebrücken mit Schaltzentrale zu deren Bedienung (Abb. 11). Untergebracht waren/sind hier auch das Aufsichtspersonal und die Treibstoffpumpen zum Betanken der Fähren. Auch bei der Gestaltung der Pylone der Ländebrücken war Blomeier immerhin noch beratend tätig. Diese sind noch vorhanden, aber verändert. Ursprünglich gab es an der Platzwestseite, der oberen Einfahrt, noch zwei Autotankstellen, die schon lange entfernt sind.

Städtebaulich hatte die Randbebauung zudem die Aufgabe, das alte Fischerdorf Staad gegen den modernen Verkehrsplatz abzuschirmen. Der Architekt hat deswegen zwischen die Altbebauung und den neuen Vorplatz einen lang gestreckten niederen Baukörper eingefügt, der dem abfallenden Gelände vom Grundriss her in leichter Biegung folgt. Er ist in drei Bauteile gegliedert, zwischen denen Passagen vom Verkehrsplatz zum Hotel Schiff und zum Dorf Staad offen gehalten sind. Der Grundriss, der sich mittig in Form eines gestauchten Sechsecks verbreitert und in einem elliptischen Kopfbau schließt, erinnert mit den Einschnürungen und dem bewegten Umriss an ein Insekt. Augenfälligstes Gliederungselement sind aber die weit überkragenden Flachdächer. Vier kleinere, etwa quadratische und drei große, längsrechteckige bzw. sich zum Kopfbau hin trapezförmig verbreiternde Dachflächen treppen – dem sich abfallenden Gelände folgend – zum Kopfbau hin ab.

Der Kopfbau für das Café-Restaurant überragt diese eingeschossigen Kioskbauten und schiebt sich als zweigeschossige Querellipse in das Hafenbecken vor. Mit seiner zarten, dreifach zurückgestuften Horizontalgliederung durch Erd- und Obergeschossterrassen mit ihren Geländern sowie durch das Obergeschossdach ist er gestalterisch der aufwändigste Teil. Seine vertikale Lastabtragung ist mit zwei Pilzsäulen im Erdgeschoss und den in die Fensterwände eingebundenen Stahlstützen optisch auf ein Minimum reduziert und verleiht diesem Bauteil große Leichtigkeit. Das parabelförmige, seeseitig höher ansteigende und dünner werdende Dach erzeugt den Eindruck von Vorwärtsbewegung. Diese gebaute Dynamik ist im Detail auch an den seeseitig höheren, nach



rückwärts niederer werdenden Fensterrahmen ablesbar. Die in den See hineinragende, für die Nutzung sehr reizvolle Architektur, erinnert – wie das Wartehaus in Meersburg – an die Brücke eines Fährschiffs (Abb. 7).

Im Inneren sind gerade im Restaurant mit seiner geschwungenen Freitreppe ins Obergeschoss und den Wandmosaiken von Peter Diederichs viele der sorgfältig gestalteten Details erhalten. Die zugehörige Möblierung (Abb. 9) ging verloren.

Die Fensterwände des Kopfbaus sind etwa zu einem Drittel aus niederen Sockelmauern gebildet, zu zwei Dritteln verglast. Bei den landwärts gelegenen, eingeschossigen Kiosk-Ladenbauten und dem Warteraum kehrt sich dieses Verhältnis zum Teil um; hohe Wandflächen und schmale Fensterbänder bestimmen diesen insgesamt stärker geschlossenen Bereich. Das Wechselspiel von verglasten und verputzten Flächen – unter Berücksichtigung der Proportionen sorgfältig geplant – bestimmt die Aufrissgestaltung der langen Fronten unter ästhetischem Gesichtspunkt. Durch den Gegensatz von geschlossen und geöffneten Formen, von Dunkel und Licht durchflutet, wird der transparente Kopfbau vorbereitet und als Höhepunkt erlebbar (Abb. 10).

Die auch von Blomeier entworfene Schaltzentrale (Abb. 11) – ebenso wie ihr etwa zeitgleiches Gegenstück in Meersburg – ist ein multifunktionaler Kleinbau für die technische Abwicklung des Fährverkehrs. Der Grundriss hat die Form eines getauchten Sechsecks. Der Aufriss ist mit breitem umlaufendem Fensterband und mit auf Stahlstützen weit auskragendem, an den Längsseiten leicht nach oben gebogenem Flachdach gestaltet.

Die Bauten der Fährhäfen in Konstanz-Staad und Meersburg sind frühe Bauten in den Formen

der Moderne im Nachkriegsdeutschland. Es sind Stahlskelettbauten, deren Wandflächen mit Zielstein ausgemauert und verputzt, deren im Profil sehr schmale Flachdächer bituminiert sind. Mit den kubischen Bauformen unter Flachdächern in den Materialien Beton, Stahl und Glas knüpft Blomeier an die Bauhausarchitektur an. Darüber hinausgehend hat er die in den frühen 50er Jahren neuesten Möglichkeiten des Betonbaus ausgenutzt. Die filigranen Bauglieder und die weit auskragenden Flachdächer – nach den Bauzeichnungen mit diagonalen Armierungen ausgeführt – hätten wenige Jahre zuvor noch gar nicht realisiert werden können. Es gelang ihm, seine Bauten schwerelos wirken zu lassen, indem er die Statik mit Pilzsäulen und Stahlstützen bewältigte. Er löste sich vom rechten Winkel Mies van der Rohes und verwendete vielfach Parabel- und Ellipsenformen, Grund- und Aufriss wurden dynamisch bewegt. Das Ergebnis sind eigenständige, qualitativ höchst beachtliche Bauten der frühen 50er Jahre. Die ursprüngliche Nutzung der Randbebauung am Staader Hafen hat sich wirtschaftlich allerdings nur kurzfristig und nur in der Hauptsaison getragen. Sie war ausgelegt für Reisende mit viel Zeit und dem nötigen finanziellen Spielraum, um das Übersetzen mit der Fähre zu genießen – für die Herrenfahrer der Frühzeit des Automobils.

Es spiegeln sich darin auch die Vorstellungen und Hoffnungen, die man in den frühen 50er Jahren mit Verkehrsbauten verband. Berufsfahrer und Familien mit preiswertem Vesper in Butterbrotpapier kehrten nicht ein. Seit der Massenmotorisierung in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre wurden verkehrsreiche Plätze ohnehin eher gemieden. Waren an Kurstädte erinnernde Laden- und

6 Der Hafen in Konstanz-Staad mit der Hafenrandbebauung von 1953 und links mit dem ehemaligen Fischerdorf Staad. Davor der alte Fährhafen mit dem Fähranleger von 1928. Foto 2003.





7 Kopfbau der Hafenanbauung mit dem Restaurant im Erdgeschoss und dem Café im Obergeschoss. Die Architektur erinnert an die Brücke eines Fährschiffs. Das bauzeitliche Foto trägt auf der Rückseite folgende Beschriftung: Südeingang der „Lände“. Stahlbetonteile: Sichtbeton natur belassen; Zwischenfelder: hell-rosé-grauer Edelputz; Fensterbänke: Schiefer natur; Stahlrahmen der Fenster und Türen: grünliches Graublau mit natureloxierten Aluminium-Leisten; Balkongeländer: Drahtglas. Foto: Blomeier Konstanz.

9 Das Café im Kopfbau der Hafenanbauung in Konstanz-Staad kurz nach der Fertigstellung. Das Foto trägt auf der Rückseite die Beschriftung: Das Küchenbuffet im Café-Raum. Boden: PVC-Kunststoffbelag nilgrün; Buffet: Resopal schwarz glänzend und matt; Heizkörperverkleidung, Sockel-, Stoß- und Zierleisten und Garderobengitter: Aluminium-naturfarben eloxiert; Holzteile der Tische und Stühle: Buche hell; Stühle und Sessel: Acella-Bezug in verschiedenen Farben; an den Wänden Glasmosaiken von Peter Diederichs, Konstanz. Foto Kabus, Konstanz.

8 Kopfbau der Hafenanbauung in Konstanz-Staad; im Erdgeschoss wird die Statik durch zwei Pilzsäulen und die in die Wände integrierten Stahlstützen bewältigt, Foto 2003.

10 Hafenanbauung in Konstanz-Staad von 1953, die Südseite der Kiosk- und Ladenbauten. Die Ästhetik der Bauten wird am besten in bauzeitlichen Fotos wiedergegeben. Die Problematik der Bauten dieser Stilstufe ist, dass sie Alterungsspuren nicht vertragen. Foto Kabus, Konstanz.

Restaurantbauten an dieser Stelle nicht überhaupt eine Fehlplanung? Die Fahrer mussten nämlich in ihren Autos sitzen bleiben, um diese in der Schlange nach und nach zur Landebrücke zu steuern. Die Platzrandbebauung auf Konstanzer Seite wurde bald umgenutzt. Was geblieben ist, ist die hohe Qualität der Architektur, ihre städtebauliche Funktion zur Abschirmung der Wohnbebauung vor den Verkehrsströmen und ihre Aufgabe als repräsentatives Eingangstor zur Stadt Konstanz. Anders verlief die Entwicklung in Meersburg. Das dortige Wartengebäude mit Restauration hat seine Caféhausnutzung kontinuierlich bis heute erhalten, obwohl oder vielleicht auch gerade weil es bereits zwei Jahre nach seiner Fertigstellung mit

der Hafenerweiterung nicht mehr direkt an den Ländebrücken stand. Seine Anziehungskraft bezieht es neben der Qualität der Architektur aus dem unverstellten Seeblick, der Lage etwas abseits vom Verkehrslärm und der Nähe zur Meersburger Altstadt, von der aus es fußläufig zu erreichen ist. Die heutige Wirtschaftlichkeit stützt sich auf andere Rahmenbedingungen, als es die Planung in den 50er Jahren vorgesehen hatte. Auf der Meersburger Seite wurde später ergänzend ein Sanitärbaubau mit Warteraum an der Treppe von der Schiffslände zur Omnibusstation erstellt. Dieses Gebäude, ein kleiner rechteckiger Bau mit weit überkragendem Flachdach, gestaltet mit Glas- und Wandflächen sowie grafischen Städte-



ansichten als monumentalem Wandschmuck, ist ebenfalls aus der Bauhausarchitektur entwickelt. Nach Auskunft der Familie Blomeier wurde es von Hermann Blomeier in den frühen 1970er Jahren dem Ensemble hinzugefügt (Abb. 12).

Die Hafengebäude in Konstanz-Staad und Meersburg mit Warteräumen, Café-Restaurant, Läden, Kiosken und Betriebsgebäuden stellen jeweils wegen ihres Funktionszusammenhangs Sachgesamtheiten dar. Es handelt sich aus künstlerischen und wissenschaftlichen Gründen um Kulturdenkmale; an ihrer Erhaltung besteht aus dokumentarischen und exemplarischen Gründen ein öffentliches Interesse.



Ich bedanke mich bei Christoph Blomeier, Konstanz, für Informationen und für die Überlassung von Foto- und Planmaterial.

Literatur:

Hermann Blomeier: Randbebauung Fährhafen Konstanz-Staad/Bodensee, in: Bauen und Wohnen. Bd. 4, 54, S. 437 ff.

Annette Kachel: Der Architekt Hermann Blomeier, 1907–1982, Magisterarbeit Freiburg, o. J., ca. 1992. Internet: www.faehre-konstanz.de

Waltraud Gut: Unterwegs zur Fähre, 75 Jahre Fähre Konstanz-Meersburg, Kleine Schriftenreihe des Stadtarchivs Konstanz, Bd. 2, 2003.

Dr. Petra Wichmann

LDA · Inventarisierung und Dokumentation
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau

12 Das jüngere Wartehaus in Meersburg im Stil der 50er Jahre, am Aufgang zur Bushaltestelle stehend. (Die etwas unglücklich anschließende Treppenüberdachung dürfte jünger sein). Foto 2004.

11 Das Betriebsgebäude von 1953 in Konstanz-Staad, hier während der Umbaumaßnahmen 2003. Details wie das nach beiden Seiten ansteigende Flachdach sind durch die lieblose Renovierung wohl der 1970er Jahre mit breiter Kupferverkleidung der Dachprofile nicht mehr zu sehen.



Der „Sinnende“ von Waldemar Grzimek Ein Kulturdenkmal der 1960er Jahre

Ungläubiges Staunen, Kopfschütteln, Fragen oder sogar förmlicher Widerspruch – wie in dem hier darzustellenden konkreten Fall – kann dem Denkmalpfleger begegnen, wenn er eine bildhauerische Arbeit, ein in den Kreisen der Kunsthistoriker freilich längst anerkanntes Kunstwerk der 1960er Jahre, als Kulturdenkmal ausweist.

Julius Fekete

Es handelt sich hierbei um die im Leonberger Stadtpark stehende Freiplastik „Der Sinnende“, eine ca. 2,10 m hohe Bronzeplastik, die von dem bedeutenden deutschen Bildhauer Waldemar Grzimek als Stiftung der Arbeiterwohlfahrt (AWO) geschaffen und 1967 bei einem damals der AWO gehörenden Studentenwohnheim in Tübingen aufgestellt wurde. Dargestellt ist eine sitzende männliche Figur, nackt, den Kopf auf den linken Arm stützend und die Last auf das linke angewinkelte Knie ableitend, den rechten Arm auf dem rechten weit ausgestreckten Bein ruhend. Die Plastik ist von asketischer Haltung, an mittelalterliche bzw. frühneuzeitliche Darstellungen etwa des „Ecce homo“, an Albrecht Dürers Titelblatt zur Kleinen Holzschnitt-Passion oder an Hans Leinbergers bekannten „Christus in der Rast“ in Landshut erinnernd. Das Reflektieren über Vergangenes, Gegenwärtiges und Kommendes strahlt aus diesen Werken heraus – und so vermittelt die Figur Grzimeks den Eindruck des in sich ruhenden, vollkommen entspannten Nachdenkens, zu-

gleich auch des dem Betrachter gegenüber bedingungslos sich Öffnens, unterstrichen durch die Nacktheit. Das Nachdenken tritt somit als offene Aktion in Erscheinung – quasi als öffentliche Aufforderung zum Nachdenken, konkret gerichtet an die ursprünglichen Betrachter, an die Tübinger Studenten. So sah dies z. B. auch die Südpresse Tübingen in ihrem Bericht über die Freiplastik am 25. 9. 1990.

Für ein Kunstwerk der 1960er Jahre recht früh, nämlich bereits im Jahre 1990, stellten die Denkmalschutzbehörden die Kulturdenkmaleigenschaft der Freiplastik fest und teilten dies dem Eigentümer mit. In diesem Jahr kam sie – gemeinsam mit dem Studentenwohnheim – in Privatbesitz.

Da sie der Erweiterung des Wohnheims im Wege stand, steht seit 1994 mit Zustimmung und Auflagen der Denkmalschutzbehörden die Freiplastik als Dauerleihgabe im Leonberger Stadtpark – somit bedauerlicherweise ihres hier skizzierten Kontextes beraubt.



1 Grzimeks Freiplastik
im Leonberger Stadtpark,
Ansicht von Süd, 2004.

Als vor kurzem der Eigentümer Widerspruch gegen die Denkmaleigenschaft der Plastik eingelegte, argumentierte er insbesondere damit, dass das Objekt noch zu jung/unerforscht/unbekannt und sogar hässlich sei. Dass subjektive pseudoästhetische Kriterien mit dubiosen Schönheitsbegriffen unwissenschaftlich und daher schlicht indiskutabel sind, braucht hier kaum betont zu werden. Die Herausforderung, der sich die Denkmalpflege hier stellen muss, ist daher die Darstellung der wissenschaftlichen und künstlerischen Gründe, die eine Kulturdenkmaleigenschaft begründen. Diese Gründe seien hier zusammenfassend wiedergegeben.

Wissenschaftliche Gründe

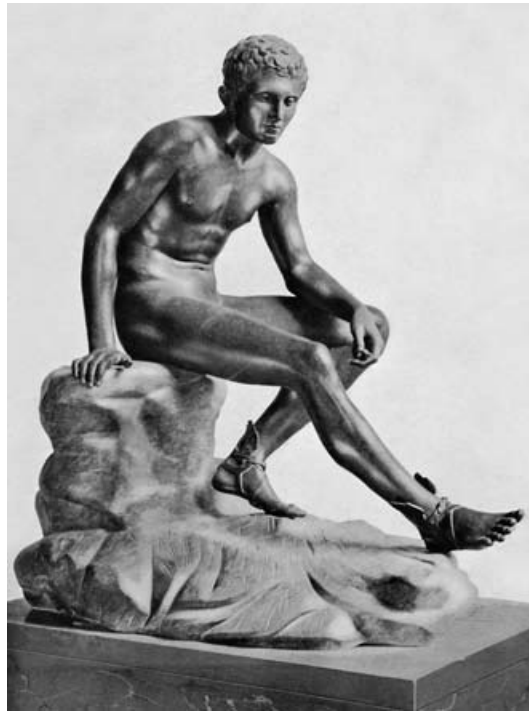
Das Objekt ist für die Wissenschaft oder einen Wissenschaftszweig – hier speziell für die Kunstgeschichtswissenschaft – von Bedeutung, es besitzt dokumentarische Bedeutung für die Wissenschaft.

Waldemar Grzimek (1918–1984) zählt zu den bedeutendsten Bildhauern der Nachkriegszeit in Deutschland, speziell „zu den wenigen für die heutige Bildhauergeneration wegweisenden Künstlern, die auch nach 1945 bewusst an dem figürlich-realistisch zu gestaltenden Menschenbild festgehalten haben“ – betont zutreffend auch Andreas Pfeiffer, Direktor der Städtischen Museen Heilbronn, eines der führenden Museen deutscher Plastik, im Katalog der Heilbronner Grzimek-Ausstellung von 1979 (S. 5).

Geboren 1918 in Ostpreußen, studierte Grzimek ab 1937 an der Hochschule für Bildende Künste in Berlin als Meisterschüler von Prof. Wilhelm Gerstel. 1942 erhielt er den Rompreis und das Stipendium der Villa Massimo. Bereits als 30-Jähriger wurde er Professor an der Hochschule für Bildende Künste in Berlin. 1961 übersiedelte er nach Friedrichshafen am Bodensee, 1968 erhielt er die Professur am Lehrstuhl für Plastisches Gestalten der Technischen Hochschule in Darmstadt. Waldemar Grzimek war übrigens – dies am Rande angemerkt – mit dem bekannten Zoologen Bernhard Grzimek verwandt.

Aus seinen Meisterklassen in Berlin und Darmstadt sind zahlreiche namhafte Künstler hervorgegangen, er hat somit auch als Lehrer maßgeblich die deutsche Bildhauerei nach dem 2. Weltkrieg mitgeprägt.

Zahlreich sind die Ausstellungen, auf denen Grzimeks Werk präsentiert wurde und die hier daher nur in Auswahl genannt werden können: Bereits als 22-Jähriger trat er in einer Berliner Galerie in Erscheinung, seitdem folgten praktisch alljährlich Ausstellungen in allen deutschen Großstädten aber auch im Ausland, so z. B. 1956 in der Mai-



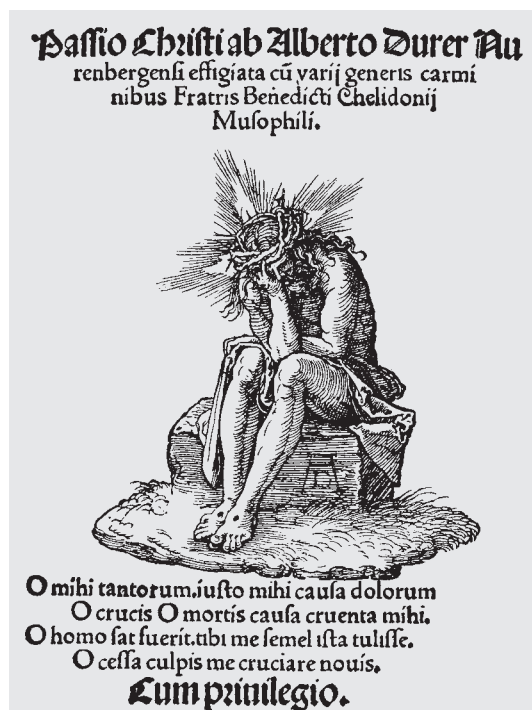
2 *Hermes aus Herculaneum, Bronze, Nationalmuseum Neapel.*
Aus: M. Sauerlandt,
Griechische Bildwerke;
Düsseldorf 1905, 95.

son de la Paix in Paris, 1971 auf der Biennale in Mailand, 1978 in Krakau, 1964 nahm er an der berühmten documenta in Kassel teil, usw. Er war somit eine feste Größe im Kunstgeschehen seiner Zeit. Grzimeks Werke befinden sich in zahlreichen Museen und Galerien, sodass der Künstler noch heute präsent ist.

Zu den bedeutendsten öffentlichen Arbeiten des Künstlers zählen sein Ehrenmal für die Opfer des Faschismus in Halle an der Saale (1947), die Plastiken in den KZ-Gedenkstätten Buchenwald (1955) und Sachsenhausen (1959/60), die Fassadenreliefs an der Schule in Fürstenwalde (1955), das Heinrich Heine-Denkmal in Berlin (1956), die Konsolen im Kloster Chorin (1959) und in der Kirche Alt-Stralau in Berlin (1965), die Gestaltung der Insel Riems bei Greifswald (1960) und des U-Bahnhofs Berlin-Steglitz (1976), das Südportal des Klosters Unserer lieben Frauen in Magdeburg (1977), der Brunnen auf dem Wittenbergplatz in Berlin (1984) oder auch die Porträts von Berthold Brecht in Chemnitz (1957) und von Otto Dix (1966). Grzimek arbeitete jedoch weniger für öffentliche, mehr für private Auftraggeber. Die Leonberger Freiplastik ist zugleich die einzige nennenswerte öffentliche Arbeit des Künstlers außerhalb der neuen Bundesländer und besitzt somit auch hierin Seltenheitswert!

Bereits zu Lebzeiten ist Grzimeks herausragender Stellenwert als Bildhauer durch die Würdigung und Aufnahme in zahlreichen Standardwerken zur Kunst der Nachkriegszeit wie auch in Lexika etc. hervorgehoben worden. Schon im Jahre 1955 fand er in Vollmers Allgemeinem Lexikon der Bildenden Künstler – dem Hauptnachschlagewerk zu Künstlerbiografien – gebührende Berücksich-

3 Albrecht Dürer, Titelblatt zur Kleinen Passion, 1511. Aus: Valentin Scheerer; Dürer, *Des Meisters Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte in 473 Abbildungen*; Stuttgart 1908; S. 223.



tigung, ebenso in der Nachtragsauflage von 1961, mit ausführlichen Literaturangaben zu seinem Werk und dem Verzeichnis der bedeutendsten Arbeiten. Ebenso hat ein anderes Standardwerk, das „Lexikon der Kunst“, 1971 Waldemar Grzimek umfassend und ausführlich gewürdigt; den Text illustriert die Abbildung eines für ihn typischen Werkes – eines kraftvollen unbedeckten Mannes (Parallelen zum Kunstdenkmal im Leonberger Stadtpark drängen sich auf!). Günther Wirths „Kunst im deutschen Südwesten von 1945 bis zur Gegenwart“, 1982 publiziert, widmet Waldemar Grzimek ebenfalls die gebührende Beachtung, auch durch die Abbildung einer charakteristischen Arbeit. Und schließlich sei hervorgehoben, dass Eberhard Roters 1979, also noch zu Lebzeiten Grzimeks, ihm eine eigene umfangreiche Monografie gewidmet hat. Die Reihe der Grzimek würdigenden Publikationen ließe sich beliebig fortsetzen, genannt seien noch die zahlreichen Ausstellungskataloge mit und zu den Werken des Künstlers – auch sie unterstreichen den unbestritten hohen Stellenwert Grzimeks, sowohl zu Lebzeiten wie auch heute noch. Waldemar Grzimek ist nicht nur als Bildhauer und Lehrer bedeutend geworden, sondern auch als Kunsthistoriker. Er verfasste Bücher über „Deutsche Bildhauer des 20. Jahrhunderts“ (1969), über „Die plastischen Elemente der Stadt“ (1974), über „Die deutsche Stuckplastik 800–1300“ (1974), über „Das klassische Berlin. Die Berliner Bildhauerschule im neunzehnten Jahrhundert“ (1978), usw. Auch als Denkmalschützer hat er sich einen Namen gemacht: 1975 gründete er eine Bürgerinitiative gegen die Schlossplatzbebauung in Aschaffenburg, in den Jahren 1977 bis

4 Hans Leinberger, *Christus in der Rast*, um 1521–25, Landshut, St. Nikola. Aus: Georg Lill: *Hans Leinberger, der Bildschnitzer von Landshut*; München 1942; S. 205.

1978 kämpfte er gegen den maßlosen Umbau Berlins zugunsten des Autoverkehrs – um nur einige Beispiele zu nennen.

Grzimek starb am 26. 5. 1984 in Berlin, sein Werk kann somit als abgeschlossen betrachtet und einer kunsthistorischen Würdigung unterzogen werden. Die hier angesprochenen Bücher über ihn und sein Werk, die Ausstellungskataloge wie auch Publikationen von ihm selbst machen es möglich, dass alle Arbeiten Waldemar Grzimeks – also auch die Freiplastik in Leonberg – einer wissenschaftlichen Wertung zugänglich sind.

Künstlerische Gründe

Das Objekt besitzt exemplarischen Charakter für eine bestimmte Stilrichtung wie auch für das Werk des Künstlers Grzimek. Ihm ist eine gesteigerte gestalterische Qualität immanent, es spricht das ästhetische Empfinden in besonderem Maße an, da hier etwas mit Symbolgehalt geschaffen wurde.

Arno M. Hammacher stellte 1969 in seinem grundlegenden Buch über „Die Entwicklung der modernen Skulptur“ fest, dass zwischen etwa 1925 und 1945 zahlreiche Bildhauer hervortraten, die, obwohl Zeitgenossen, keine stilistisch einheitliche Werke schufen – und dass diese Mannigfaltigkeit des gegenwärtigen Kunstschaffens für eine Stärke zu halten ist. „Glücklicherweise befreiten die Jüngeren ihre Zeit von dem Dogma, dass die Einheit des Stils ein höchstes Gut sei“, betonte Hammacher, und sah darin eine positive Leistung des 20. Jahrhunderts. Diese Ten-



denz zur künstlerischen Freiheit in der Vielfalt setzte sich auch nach dem 2. Weltkrieg fort. Um 1950 traten einige junge Künstler mit ihren Werken an die Öffentlichkeit, die eine Abkehr von der Abstraktion, einen „Wendepunkt, an dem Mensch und Tier anders gesehen wurden“ (A. M. Hammacher), beabsichtigten und durchsetzten. Die Abstraktion und Figuration waren dabei keine Gegensätze, sondern konkurrierende Stilmöglichkeiten, die häufig eine Lösung im Bereich der sinnlichen Realität suchten. Hierbei galt die Erneuerung nicht der menschlichen Gestalt selbst, sondern der Erweiterung der bildhauerischen Mittel auf dem Weg über die menschliche Gestalt, um vor allem seelische Wirkungen umzusetzen und mitzuteilen – so Hammacher.

Die von Hammacher formulierte „Gegenwirkung auf die Abstraktion“ hat die deutsche Bildhauerei der Nachkriegszeit durch Anknüpfen an die bildhauerische Tradition umzusetzen versucht. Schon die Plastik der 1920er und 30er Jahre ist mehrheitlich durch das „intakte Menschenbild“ geprägt, wie Günther Wirth in seinem Standardwerk (1982, S. 232) über die Kunst nach 1945 im deutschen Südwesten festgehalten hat. Kein Wunder, schließlich ist die Darstellung der menschlichen Gestalt das Kernthema der Bildhauerei vom Beginn aller Skulptur an, wie Eberhard Roters festhielt. Auch die expressive männliche Figur – wie sie ja Grzimeks „Sinnender“ ist – taucht in der Bildhauerei kontinuierlich auf, ob nun als Berninis „Wasserdämon“ um 1655 am Brunnen der Piazza Navona in Rom, usw. Aristide Maillol (1861–1944) und Auguste Rodin (1840–1917)

sind vor allen diejenigen gewesen, die die deutsche – aber nicht nur diese – Bildhauergeneration jener Zeit beeinflussten. Heinz R. Fuchs wies darauf hin, dass Henry Moore – als ein Beispiel – sich von der 1885 entstandenen „La vieille Heaulmiere“ Rodins inspirieren ließ. Und Fuchs ist es auch gewesen, der in einem Atemzug mit Henry Moore, Alberto Giacometti und Alfred Hrdlicka eben Waldemar Grzimek nennt, als einen der beispielhaften Vertreter dieser Rodin-Tradition! Auffallend ist daher, dass sich die Plastik um 1945 – im Gegensatz zur Malerei – weiterhin gegenständlich/figürlich präsentierte und dass diese Tradition auch die Generation von Waldemar Grzimek weiterpflegte. Und auffallend ist im konkreten Fall des „Sinnenden“ Grzimeks, dass sogar ikonologische und ikonografische Anleihen bei der Bildhauerei der Vorkriegszeit durch ihn bewusst eingesetzt wurden: Auguste Rodins weltbekanntere „Denker“ von 1880 oder auch sein „Adam“ von 1875, Aristide Maillols „La Douleur“ („Trauernde“) in Ceret, Adolf Hildebrands 1872/73 in Florenz entstandener „Ruhender Hirte“, J. Dalouis „Denker“, Wilhelm Lehmbrucks „Sitzender Jüngling“ von 1918 in Duisburg oder auch Alfred Lörchers 1912 entstandene sinnende weibliche Figur – um auch ein württembergisches Beispiel zu nennen – sind stellvertretend als die Anregungen, die eine beispielhaft gewollte Fortführung der Tradition durch die Bildhauerei der Nachkriegszeit illustrieren. Abbondio's Grabmal belegt, daß Grzimek keine Einzelercheinung war. Andere Wege beschritt freilich Arp – den der Abstraktion. Die Nennungen erheben selbstver-



6 Jules Dalou, Sitzfigur des Chemikers Antoine-Laurent de Lavoisier, bekannt unter dem Namen „Der Denker“, 1892, Paris, große Aula der Sorbonne. Aus: Rodin und die Skulptur im Paris der Jahrhundertwende, Katalog der Ausstellung in den Städtischen Museen Heilbronn, 2000, S. 24.

5 Auguste Rodin, Der Denker, 1880, Brüssel, Musees Royaux des Beaux-Arts de Belgique. Aus: Rodin und die Skulptur im Paris der Jahrhundertwende, Katalog der Ausstellung in den Städtischen Museen Heilbronn, 2000, S. 71.

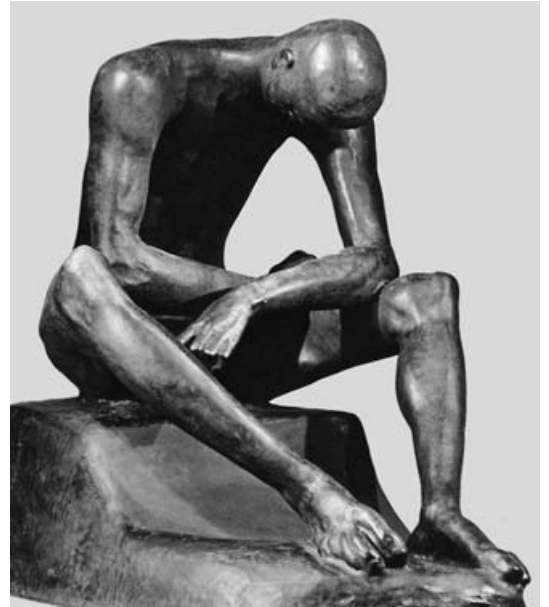
7 Wilhelm Lehmbruck,
Sitzender Jüngling,
1918, Duisburg, Städ-
tisches Museum.
Aus: A. M. Hammacher,
Die Entwicklung
der modernen Skulptur,
Berlin 1969, S. 147.

ständig keinen Anspruch auf Vollständigkeit und ließen sich umfangreich fortführen.

Wie Günther Wirth im Katalog der Esslinger Ausstellung von 1984 (S. 10) rückblickend sehr zutreffend formuliert hat, kann zugleich für die Bildhauerei der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts – in dieser Zeit entstand Grzimeks Leonberger Freiplastik – auch von den Goldenen Sechzigern gesprochen werden, in denen die Zeichen auf einen neuen Aufbruch standen. Grzimeks Leonberger Arbeit dokumentiert somit in exemplarischer Weise auch eine der bedeutendsten Phasen deutscher Bildhauerei nach dem 2. Weltkrieg.

Grzimeks Leonberger Arbeit ist eine Freiplastik. Diese Kunst im Freien ist ein auffallendes, ja dominierendes Kennzeichen der Bildhauerei der Nachkriegszeit. Henry Moore sagte: „Plastik ist Kunst unter freiem Himmel“. So ist es nicht verwunderlich, dass das Bestreben, Plastik ins Freie zu stellen, Ausstellungen unter freiem Himmel zu veranstalten, zum Anliegen der bildenden Kunst dieser Zeit gehört, im auffallenden Gegensatz zur Kunst vorangehender Epochen. Fuchs sprach sogar von „Raumsüchtigkeit“. Grzimeks Freiplastik in Leonberg dokumentiert daher auch hiermit in beispielhafter Weise eine wichtige Facette der Bildhauerei seiner Zeit.

8 Hans Arp, Torse de
geant, 1957. Locarno.



Eine weitere gewichtige Facette der Bildhauerei dieser Zeit stellte Hammacher fest: Surrealistische Obertöne sah er in der literarischen Virtuosität, mit der Werk-Titel erdacht wurden. Die Künstler maßen diesen Titeln große Bedeutung bei, sie wollten psychologische Motive mit einem literarischen Raffinement verbinden. Dies trifft muster-gültig auch auf das Werk von Grzimek zu, der seine Arbeiten sehr häufig mit psychologischen Titeln versah – wie z. B. der „Sinnende“ in Leonberg!

Speziell zum Stellenwert Grzimeks innerhalb dieser bedeutenden Strömung der deutschen Bildhauerei äußerten sich zahlreiche Kunsttheoretiker. Sie alle zeigen die Beispielhaftigkeit der Arbeiten Grzimeks für die figurative Plastik der Nachkriegszeit auf, anhand seiner Werke kann exemplarisch eine wichtige Richtung und Kunst-auffassung studiert werden. Wie z. B. Horst Keller in seinem Beitrag für den Heilbronner Ausstel-lungskatalog zutreffen bemerkte, orientiert sich Grzimeks Arbeit „an den Leitlinien Verhaltenheit und Leidenschaftlichkeit“ (S. 10 ff.), er stellte „die Figur in ihrem heilen, reinen und machtvollen Auftritt“ dar, sein Werk kennzeichnen „Schöpfungen nach mannhaften Themen, ... sämtlich in machtvollem Vortrag, von Höhe und Niedergang des Menschen kündend“. Grzimek sagte von sich selbst, dass er seit 1960 Allgemeines mit Individuellem verbunden habe. Bei Grzimek „triumphiert das Element der Bewegung, Bewegung ganz real oder – viel bedrohlicher – latent, kurz vor der Explosion aufgespeicherter Energie“, wo „dieses Trumm von Mannsbild die potenziellen Kräfte in dem Bauwerk seines Körpers mobilisieren ... kann: Letzte angespannte Sekunde vor der Umsetzung konzentrierter Energie in zielgerich-tete Aktion“ (Die menschliche Gestalt 1974) – und genau dies kommt bei der Leonberger Frei-



menschlichen Maß. Dies Bekenntnis steht im Zentrum seines Schaffens. Konkret zur Leonberger Freiplastik sagte wiederum Helmut Hornbogen: „Beim Tübinger Sinnenden, dem einzigen Abguss vom Gipsmodell (!), blieb die Form offen für einen Ausbruch von Vitalität, wie er überhaupt für Grzimeks Arbeiten aus den Sechzigerjahren typisch war. Solche Dynamik steht gerade bei dieser Plastik in spannungsvollem Gegensatz zum konzentrierten Gesichtsausdruck und zur lockeren Körperhaltung mit dem ausgestreckten Bein. Es ist ein Ausdruck von Exaltation der Ruhe, mit welchem der 1984 verstorbene Bildhauer ein altes plastisches Thema behandelte, dem sich vor ihm etwa schon Michelangelo, Auguste Rodin oder Gerhard Marcks angenommen haben“. Günther Wirth stellte 1982 fest, dass Grzimek seit 1945 an der realistischen Darstellung der menschlichen Figur festhielt (S. 241); wobei die Figur auch zu einem Gefäß der Ruhe wird, letztlich voller Daseinsbejahung im Körperausdruck, streng, vital, leidenschaftlich und schön zugleich. Dies alles macht deutlich, dass – um es noch einmal zu betonen – Grzimeks Arbeiten mustergültig die figurative Plastik, eine ungemein wichtige Form der Bildhauerei seiner Zeit, wiedergeben, ablesbar machen.

9 *Fiorenzo Abbondio, Grabmal Rampazzi, um 1963. Ascona.*

plastik mustergültig zum Ausdruck. Eberhard Roters definierte 1984 den Künstler Grzimek als einen, der die große Form der skulpturalen Statuarik zu bewahren suchte, indem er sie in eine Sprache übertrug, die von den Menschen der Gegenwart verstanden und anerkannt wird. Die Botschaft, die er durch sein bildhauerisches Werk zu vermitteln suchte, ist das Bekenntnis zum



10 *Grzimeks Freiplastik im Leonberger Stadtpark, Ansicht von Nord, 2004.*

11 Waldemar Grzimek, männlicher Akt sitzend, Kugelschreiberzeichnung, 1976. Aus: Waldemar Grzimek, Plastik und Zeichnungen 1957–1979, Städtische Museen Heilbronn, 1979, Ausstellungskatalog, S. 59.



1961 siedelt Grzimek aus Berlin nach Friedrichshafen über – dies bringt eine Zäsur in seinem künstlerischen Werdegang mit sich. Das Lexikon der Kunst betont, dass seit 1961 eine Zunahme an schwerer Körperlichkeit und krassem Naturalismus sowie der depressive Ausdruck gefährdeter Menschlichkeit in der Kunst Grzimeks zu beobachten ist, die ihn unter die bedeutenden kritischen Realisten im modernen Kunstschaffen einreihen. Themen wie der „Stürzende“, „Gefesselte“, „Träumende“, „Bedrängte“ – und eben der „Sinnende“ in Leonberg – dokumentieren das neue Motiv des Ringens einander widerstrebender Kräfte im Einwirken auf die Körpermassen der menschlichen Gestalt, so Eberhard Roters (S. 102). Das Leonberger Kunstwerk steht somit beispielhaft und in exemplarischer Weise stellvertretend auch für eine wichtige Wendemarke im Schaffen des Bildhauers da.

Zusammenfassend sei zum kunsthistorischen Stellenwert Grzimeks bzw. zur künstlerischen Bedeutung seiner Freiplastik in Leonberg aus dem Buch von Frau Decho „Künstler in Darmstadt“ (1969, S. 32) zitiert: „Er hat es ... zum Künstler von Rang gebracht, dessen Arbeiten in großen Ausstellungen von Hamburg bis München, von Dresden bis Karlsruhe (hinzufügen möchte man: Von Paris bis Mailand) gezeigt wurden“.

Das öffentliche Interesse an der Erhaltung der Freiplastik „Der Sinnende“ von Waldemar Grzimek begründet sich somit durch den hier skiz-

zierten exemplarischen und dokumentarischen Wert für eine wichtige Richtung der Bildhauerei in Deutschland nach dem 2. Weltkrieg.

Bibliografie (Auswahl):

- Bildende Kunst (Dresden), Jahrgänge 1947, 1954–59, mit Abb.
 Waldemar Grzimek, Skulpturen. Ausstellungskataloge Berlin 1952 u. 1960.
 Das Blatt des Verbandes bildender Künstler Deutschlands, Jahrgänge 1954–1959, mit Abb.
 Hans Vollmer: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler des XX. Jahrhunderts. Leipzig 1955 (S. 327) und 1961 (S. 546).
 Knaurs Lexikon moderner Plastik. München 1961.
 Roselene Decho: Waldemar Grzimek. In: Künstler der Gegenwart. Dresden 1961.
 Waldemar Grzimek, Skulpturen. Ausstellungskataloge München 1964 u. 1967.
 Herbert Read: Geschichte der modernen Plastik. München 1966.
 Udo Kultermann: Neue Dimensionen der Plastik. Tübingen 1967.
 Ulrich Gertz u. A: Waldemar Grzimek, Skulpturen. München 1967.
 Künstler in Darmstadt. 1969.
 Heinz R. Fuchs: Plastik der Gegenwart. Baden-Baden 1970.
 Arno M. Hammacher: Die Entwicklung der modernen Skulptur. Frankfurt/M. 1973.
 Die menschliche Gestalt. 5 Bildhauer. 1974.
 Eberhard Roters: Der Bildhauer Waldemar Grzimek. Frankfurt/Berlin/Wien 1979.
 Hans-Joachim Müller (Hrsg.): Butzbacher Künstler-Interviews, Bd. 3. Darmstadt 1982.
 Günther Wirth: Kunst im deutschen Südwesten von 1945 bis zur Gegenwart. Stuttgart 1982.
 Plastik der 60erq und 70er Jahre im Südwesten. Ausstellungskatalog Esslingen 1984.
 Waldemar Grzimek. Leben und Wirken. Darmstadt 1988.
 Raimund Hoffmann: Waldemar Grzimek. Berlin 1989.
 Helmut Hornbogen: Verraten und verkauft. In: Südwest-Presse Tübingen vom 25. 9. 1990.
 Eduard Trier: Bildhauertheorien des 20. Jahrhunderts. Berlin 1999.

Dr. Julius Fekete

LDA · Dokumentation und Inventarisierung
 Berliner Straße 12
 73728 Esslingen am Neckar

Inmitten der Felder, inmitten des Sees – Die Kirche St. Georg auf der Reichenau und der Schutz ihrer Umgebung

Im Heft 3/2004 wurden mit den Gesamtanlagen Mittelzell und Niederzell zwei Kernbereiche des Welterbes „Klosterinsel Reichenau“ vorgestellt. Ein dritter Kernbereich ist Oberzell, im Osten der Insel. Das herausragende Bauwerk ist hier die ehemalige Stiftskirche St. Georg, von Abt Haito III. Ende des 9. Jahrhunderts gegründet. Wie St. Peter und Paul in Niederzell wurde sie auf dem Hochgestade des Nordufers errichtet, von beiden Ufern des Untersees deutlich zu erkennen. Zusammen mit dem barocken Pfarrhaus und den im Boden erhaltenen Resten der mittelalterlichen Konventsanlage ist St. Georg als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung (§ 12 DSchG) ins Denkmalsbuch eingetragen. Durch die Eintragung genießt das Kulturdenkmal zusätzlichen Schutz vor Beeinträchtigungen; Gegenstand des Denkmalschutzes ist auch seine Umgebung, „soweit sie für dessen Erscheinungsbild von erheblicher Bedeutung ist“ (§§ 2 Abs. 3 und 15 Abs. 3 DSchG). Damit ist dieser Kernbereich der Welterbestätte ebenfalls wirksam geschützt.

Erik Roth

Ein wesentliches Merkmal der drei bedeutenden Kloster- bzw. Stiftsbezirke in Mittelzell, Niederzell und Oberzell ist die seit der Klosterzeit fortbestehende enge Beziehung zwischen den Bauten und der Landschaft. Bei St. Georg ist diese Beziehung besonders anschaulich erhalten. Dem Besucher, der sich von Osten kommend über den Damm der Insel nähert, öffnet sich westlich der Burg- ruine Schopflern der Blick über das Ried auf St. Georg (Abb. 1). Wenig später wächst die Kirche gleichsam aus den Gemüsefeldern empor, die sie im Osten, Süden und Westen umgeben (Abb. 2). Im Norden setzt sich der Schilfgürtel

entlang des Ufers fort. Diese Freiflächen tragen so sehr zum überlieferten Erscheinungsbild von St. Georg und der Klosterinsel bei, dass eine Bebauung in diesem Bereich aus fachlicher Sicht nicht zu verantworten wäre.

Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts war Vertretern der Denkmalpflege bewusst, welche Bedeutung der historischen Umgebung eines Denkmals für seine ästhetische Wirkung, aber auch für das unmittelbare Nachvollziehen und Erleben des geschichtlichen Zusammenhangs zukommt. St. Georg inmitten der weiten Felder oder mit See und Schilf im Vordergrund war zu dieser Zeit ein



1 Blick vom Inseldamm
auf St. Georg.

beliebtes Motiv für Maler wie Heinrich Lotter und Fotografen wie Wilhelm Kratt (Badisches Denkmälerarchiv). Otto Gruber forderte 1937 in seinem Aufsatz „Denkmalpflege auf der Reichenau“ in der Zeitschrift „Deutsche Kunst und Denkmalpflege“ einen „streng zu handhabenden Denkmalschutz“ nicht nur für die drei Kirchen, sondern auch für ihre Umgebung.

Ein Luftbild aus den 1920er Jahren (Abb. 3) zeigt, dass der gesamte östliche Teil der Insel zwischen

St. Georg und dem Südufer landwirtschaftlich genutzt und kaum bebaut war. Heute bildet die Pirminstraße, die Haupteinfahrtsstraße der Insel, eine Zäsur. Auch südlich dieser Achse finden wir immer noch eine lockere Siedlungsstruktur mit weiträumigen landwirtschaftlichen Flächen vor. Diese sind zu einem hohen Anteil mit Gewächshäusern überbaut, die ‚Glashäuser‘ lassen aber die landwirtschaftliche Nutzung erkennen und sind inzwischen ein fester Bestand-



2 St. Georg von Süd-
osten inmitten
der Gemüsefelder.

3 Oberzell von Süden
mit St. Georg.
Luftbild von 1926.



4 Blick von den Rebhängen der Hochwart auf Oberzell mit St. Georg.

5 Der östliche Teil der Reichenau mit St. Georg, 1788. Johann Heinrich Bleuler, Wasserfarben auf Papier (der westliche Teil der Insel ist auf einem zweiten Blatt dargestellt).



teil im Landschaftsbild der Gemüseinsel Reichenau (Abb. 4). Möchte man Gewächshäuser durch ‚feste‘ Bauten ersetzen, würde dies ohne Zweifel dem Charakter der Klosterinsel entgegenstehen. Der Flächennutzungsplan weist konsequenterweise den südöstlichen Teil der Insel als Außenbereich aus und setzt damit einer weiteren baulichen Entwicklung in diesem Bereich enge Grenzen.

Bei Bauvorhaben in diesem Bereich ist gleichzeitig zu prüfen, ob sie zu einer – mehr als nur unerheblichen – Beeinträchtigung des geschützten Erscheinungsbildes von St. Georg führen würden.

Dies betrifft zunächst die Flächen unmittelbar südlich der Pirminstraße, tragen diese doch mit zur charakteristischen Wechselwirkung von Kirche und freier Landschaft bei. Neubauten würden zusammen mit St. Georg wahrgenommen und in Konkurrenz zum Baukörper der Kirche treten. Dieselbe Problematik kann aber auch bei weiter entfernt gelegenen Flächen auftreten, wenn sie – z. B. von den Rebhängen der Hochwart – zusammen mit St. Georg gesehen werden (Abb. 4). Selbst Veränderungen, die auf der Insel selbst nicht als störend wahrgenommen würden, könnten ggf. vom nördlichen oder südlichen Ufer



6 Blick von Ermatingen (Thurgau) auf Oberzell mit St. Georg.

des Untersees als erhebliche Beeinträchtigung erscheinen (Unterbrechung der Blickbeziehung, Konkurrenzwirkung).

Von den gegenüberliegenden Ufern nimmt man die Reichenau in ihrer Gesamtheit als von der Geschichte geprägte topografische Einheit wahr. Gleichzeitig sind auch Einzelheiten, vor allem die großen Kloster- und Kirchenbauten und ihr Bezug zur Landschaft deutlich zu erkennen. Die bekannte Darstellung der Ankunft des Hl. Pirmin auf der Reichenau, gemalt 1624 anlässlich des 900-jährigen Jubiläums der Klostergründung (Abb. in Heft 2/2001, S. 66), zeigt die Klosterinsel von einem erhöhten Standort zwischen Hegne und Allensbach. Inmitten des Untersees bildet sie den räumlichen und politischen Mittelpunkt dieses Landschaftsraumes. Die Insel ist mit ihren bedeutendsten Bauten – darunter St. Georg – dargestellt, entsprechend die zur Reichenau gehörenden Besitzungen auf beiden Seiten des Sees. Seit dem Mittelalter ist St. Georg eine der wichtigsten Landmarken im Landschaftsbild der Insel. Besonders deutlich zeigen die Inseldarstellungen des 18. und 19. Jahrhunderts die hervorgehobene Stellung der Kirche in der unverbauten Landschaft (Abb. 5). Ihre markante Silhouette und ihre freie Lage sind auch heute noch ein we-

sentliches Merkmal der Insel. Sowohl vom Nordufer aus – u. a. von Hegne – als auch vom Südufer – so z. B. vom Schloss Arenenberg oder von Ermatingen, wie Hegne alter reichenauischer Besitz (Abb. 6) – ist St. Georg ohne allzu störende Konkurrenz durch Neubauten zu sehen. Die Erhaltung der überlieferten Situation auch für die Zukunft sollte höchste Priorität haben.

Diese Beispiele zeigen den engen räumlichen und geschichtlichen Zusammenhang zwischen der Kirche, den Freiflächen auf der Insel, dem See und den gegenüberliegenden Ufern. Sie machen deutlich, wie weit der Umgebungsschutz zu berücksichtigen ist. So wird jedes Bauvorhaben in diesem höchst sensiblen Bereich mit besonderer Sorgfalt in Hinblick auf seine Auswirkungen auf das geschützte Erscheinungsbild von St. Georg zu prüfen sein. Angesichts der herausragenden Bedeutung des Kulturdenkmals und der Insel ist dies unverzichtbar.

Dr.-Ing. Erik Roth

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14

79102 Freiburg/Breisgau

Frühkeltische Fürstensitze: Ein neues Schwerpunktprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft am Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Im Mai 2003 hat der Senat der Deutschen Forschungsgemeinschaft die Einrichtung eines neuen archäologischen Schwerpunktprogramms bewilligt. Es ist der Erforschung früher Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse nördlich der Alpen im 7. bis 4. Jahrhundert v. Chr. gewidmet. Im Mittelpunkt steht die Frage nach der Entstehung und Entwicklung jener frühkeltischen Zentralorte, die in der archäologischen Forschung als „Fürstensitze“ bezeichnet werden. Vieles spricht dafür, dass es sich bei diesen Siedlungszentren um die ältesten Städte Mitteleuropas handelt. Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, das mit acht Projekten an dem Programm beteiligt und auch für dessen Koordinierung verantwortlich ist, konnte damit erneut erhebliche Drittmittel einwerben. Diese dienen der Finanzierung von gezielten Ausgrabungen gefährdeter frühkeltischer Fundstätten und der Aufarbeitung von Altgrabungen der Denkmalpflege.

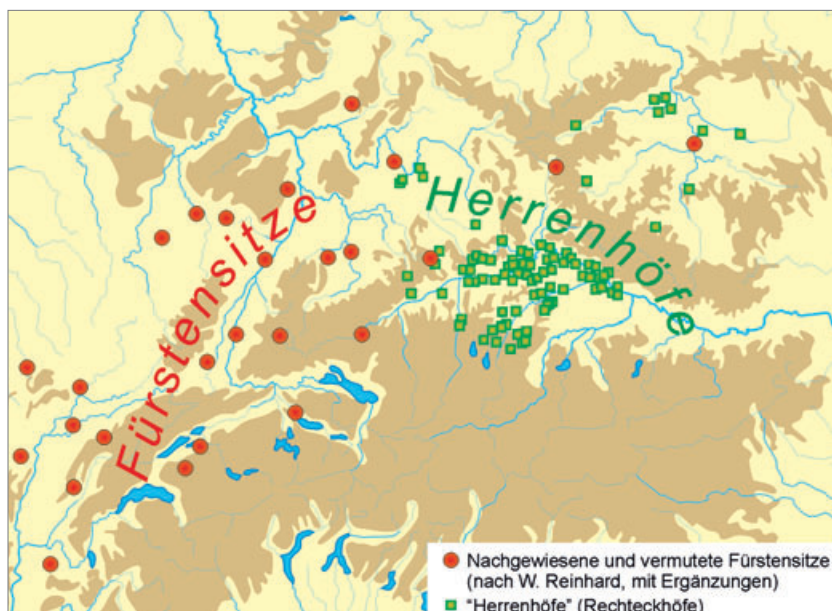
Dirk Krausse

Archäologische Denkmalpflege und wissenschaftliche Forschung

Siegmar von Schnurbein hat vor einigen Jahren an dieser Stelle (Nachrichtenblatt 1997, S. 141ff.) anschaulich darlegt, dass die archäologische Denkmalpflege von der ersten Stunde an und auf immer untrennbar mit wissenschaftlicher Forschung verknüpft ist. Das Bedürfnis, die anonymen und zumeist eher unscheinbaren ur- und frühgeschichtlichen Denkmäler unserer Breiten zu schützen, konnte ja erst entstehen, als man durch Ausgrabungen und umfangreichere wissenschaftliche Untersuchungen, also durch Forschung, überhaupt in der Lage war, sie kulturgeschichtlich zu beurteilen. Darin „unterscheidet sich die Archäologische Denkmalpflege bis heute in ihrem Ansatz von der Bau- und Kunstdenkmalpflege, die ihre Objekte zunächst einmal nach Kriterien beurteilt, die sich aus ihrer sichtbaren Monumentalität, ihrer künstlerischen Qualität oder ihrem historischen Denkmalwert ergaben; die wissenschaftlichen Fragen traten eher sekundär hinzu“. Ein Beweis dafür, dass in den archäologischen Disziplinen Denkmalpflege nicht ohne Forschung und Forschung nicht ohne Denkmalpflege auskommt, ist der große Erfolg von Institutionen der Denkmalpflege bei der Einwerbung von Forschungsgeldern. Die Archäologische Denkmal-

pflege in Baden-Württemberg war verglichen mit anderen Bundesländern in dieser Hinsicht besonders erfolgreich. Mehrere Dutzend Projekte wurden in den letzten Jahrzehnten vom Landesdenkmalamt bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Volkswagenstiftung oder in den letzten Jahren bei den Förderprogrammen der EU erfolgreich beantragt. Zu den größten Erfolgen zählte zweifellos das zwischen 1983 und 1993 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)

1 Verbreitung der frühkeltischen Fürstensitze und Herrenhöfe zwischen Ostfrankreich und Tschechien.



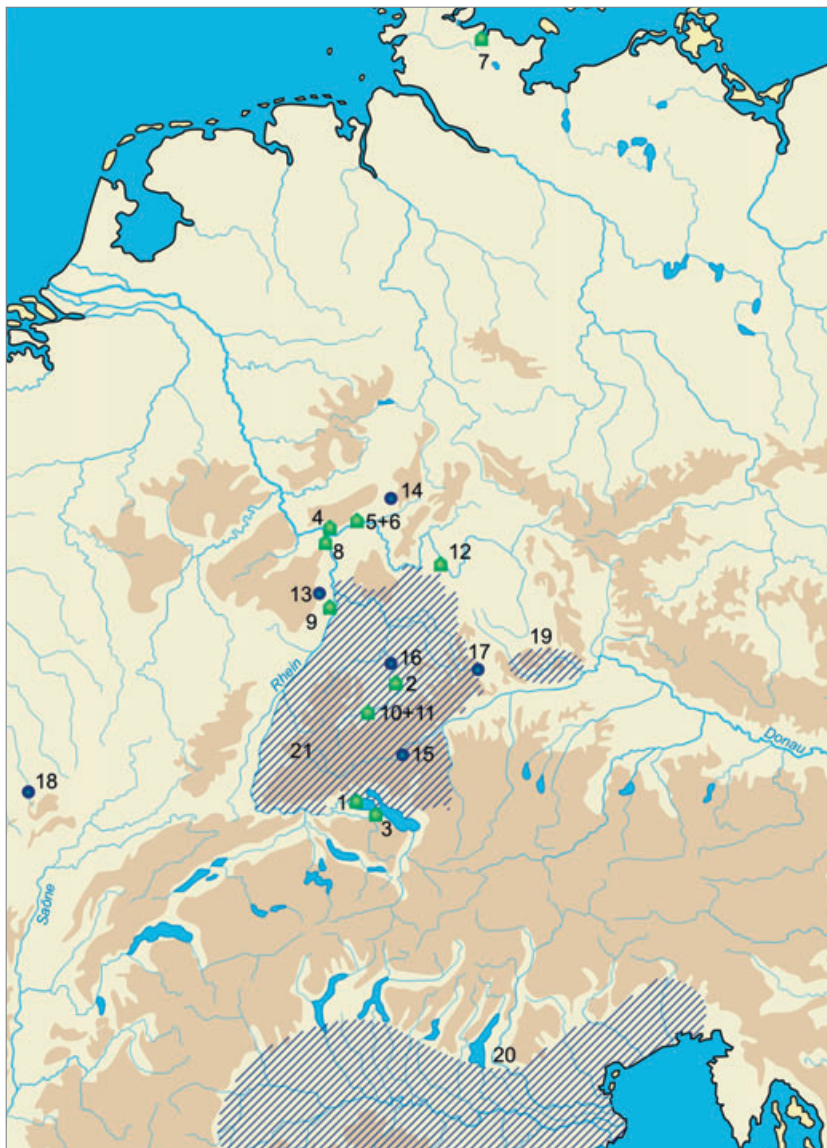
eingerrichtete und vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg koordinierte Schwerpunktprogramm „Siedlungsarchäologische Untersuchungen im Alpenvorland“. Es entstand 1979 aus kleinen Anfängen, nämlich aus einem vom Landesdenkmalamt gegründeten Projekt zur Erkundung und Bewahrung der gefährdeten Ufer- und Moorsiedlungen in Südwestdeutschland, und entwickelte sich zu einem denkmalpflegerischen und wissenschaftlichen Schwerpunkt, der die Inhalte und Arbeitsweisen der Landesarchäologie erheblich modernisierte und bis heute prägt. Mit dem 2004 neu eingerichteten Schwerpunktprogramm „Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse. Die frühkeltischen Fürstensitze und ihr territoriales Umland“ bietet sich in den nächsten Jahren erneut die Möglichkeit, aktuelle Vorhaben der Denkmalpflege durch Drittmittel zu fördern und neue denkmalpflegerische und umgekehrt wissenschaftliche Schwerpunkte im Bereich der Archäologie zu bilden.

Im Rahmen dieses Schwerpunktprogramms, an dem unabhängige Forschungseinrichtungen, Uni-

versitäten und Institutionen der Denkmalpflege aus Hessen, Rheinland-Pfalz, Bayern, Schleswig-Holstein und Baden-Württemberg beteiligt sind, werden zurzeit 17 Einzelprojekte mit jährlich ca. 1,25 Millionen Euro von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert (Abb. 2). Die Förderung ist auf sechs Jahre begrenzt und wird 2010 enden. Das Landesdenkmalamt ist mit acht Einzelprojekten beteiligt und auch für die Koordinierung des Gesamtprogramms verantwortlich.

Im Mittelpunkt stehen befestigte frühkeltische Zentralorte des 7. bis 5. Jahrhunderts v. Chr., die sich durch das Vorkommen mediterraner Importe und von Prunkgräbern in ihrem Umfeld auszeichnen. Diese so genannten Fürstensitze kommen in Ostfrankreich, der Schweiz, Südwestdeutschland und Böhmen vor (Abb. 1). Die Untersuchungen konzentrieren sich auf Rettungsgrabungen im Umfeld der Fürstensitze und damit auf archäologische Fundstellen, die durch intensive Landwirtschaft zumeist akut von Zerstörung bedroht sind. Zudem werden im Rahmen des Schwerpunktpro-

2 Am Schwerpunktprogramm „frühkeltische Fürstensitze“ beteiligte Partnerinstitutionen.

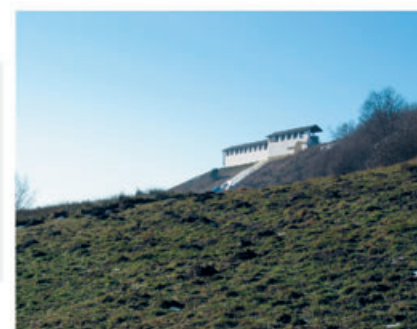
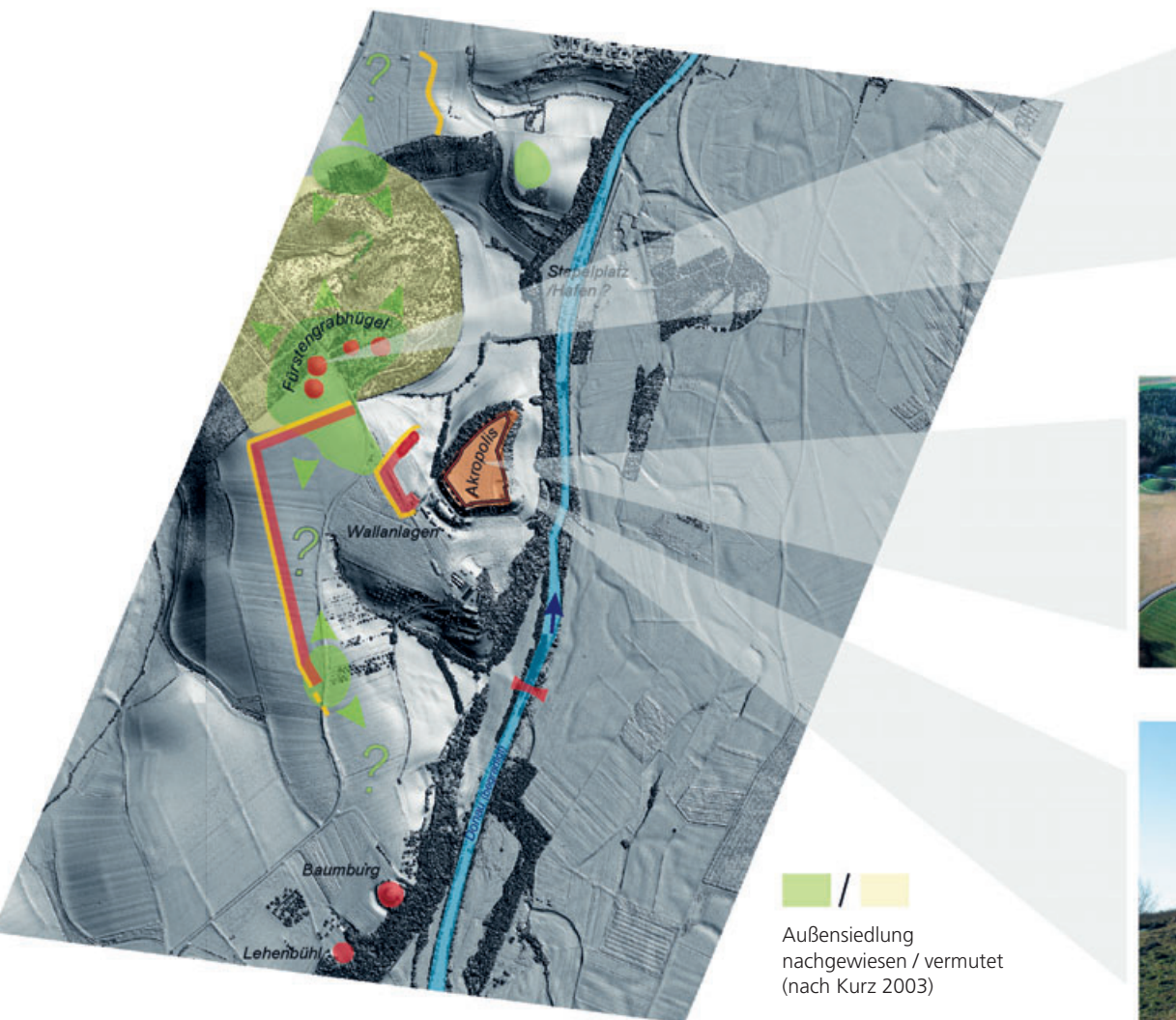


Am SPP mit eigenen DFG-Projekten beteiligte Institutionen (▲)

- 1 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Hemmenhofen
- 2 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Esslingen
- 3 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Arbeitsstelle Osteologie Konstanz
- 4 Hessisches Landesamt für Denkmalpflege Wiesbaden
- 5 Universität Frankfurt, Institut für Archäologische Wissenschaften, Abteilung Vor- und Frühgeschichte, Labor für Archäobotanik
- 6 Röm.-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts Frankfurt/Main
- 7 Universität Kiel, Institut für Ur- und Frühgeschichte
- 8 Universität Mainz, Institut für Ur- und Frühgeschichte
- 9 Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz, Speyer
- 10 Universität Tübingen, Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters
- 11 Universität Tübingen, Abteilung für Alte Geschichte
- 12 Universität Würzburg, Institut für Archäologie/ Lehrstuhl für vor- und frühgeschichtliche Archäologie

Projekte und Untersuchungsareale der DFG-Projekte im SPP (●)

- 13 Bad Dürkheim
- 14 Glauberg
- 15 Heuneburg
- 16 Hohenasperg
- 17 Ipf
- 18 Mont Lassois
- 19 Südliche Frankenalb
- 20 Oberitalien
- 21 Siedlungshierarchien und kulturelle Räume



gramms archäologische, botanische und zoologische Funde und Befunde aus schon abgeschlossenen Notgrabungen der archäologischen Denkmalpflege ausgewertet und publiziert. Diese Aufgabe kann von den Konservatoren des Landesdenkmalamtes neben ihren alltäglichen Verpflichtungen nicht bewältigt werden und wird von zumeist jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern geleistet, deren Stellen durch die eingeworbenen Drittmittel finanziert werden.

Heuneburg: Die Spitze des Eisbergs

Die Landesarchäologie in Württemberg darf als wissenschaftliche Wiege der frühkeltischen „Fürstentum“ gelten. Als 1876 bei Hundesingen an der Oberen Donau prähistorische Grabhügel abgetragen und dabei reiche Bronze- und Goldfunde zutage kamen, bezeichnete der Landeskonservator an der königlichen Staatssammlung Vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale, Eduard Paulus (der Jüngere), diese Gräber als „Fürstengräber“. Paulus erkannte, dass die Großgrabhügel in Beziehung zur benachbarten Befestigung Heuneburg stehen, und vermutete dort folglich die zugehörige Siedlung, also den „Fürstentum“.

Eine systematische Erforschung der Heuneburg setzte aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Zwischen 1950 und 1979 wurde unter der Leitung von Kurt Bittel, Wolfgang Dehn und Wolfgang Kimmig etwa ein Drittel der Hochplateaufläche ausgegraben. Obwohl die Untersuchungen sensationelle Ergebnisse erbrachten, die bewiesen, dass die Heuneburg im 6. Jahrhundert v. Chr. ein Zentrum von überregionaler Bedeutung war, wurden Größe und Bedeutung der Siedlung lange Zeit unterschätzt: Zu sehr waren die Ausgräber auf den Burgberg fixiert und ließen die Umgebung außer Acht. Zwar erkannte Siegwalt Schiek bereits 1954, dass die Fürstengrabhügel im Gießübel-Tal auf einer älteren „Außensiedlung“ errichtet worden waren, aber erst die 1978–82, 1995 und 1999–2003 von der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes durchgeführten Grabungen zeigten, dass es sich bei der ca. drei Hektar großen Heuneburg gleichsam nur um die Spitze eines Eisbergs handelte: um das stark befestigte Zentrum einer Siedlung, die sich im frühen 6. Jahrhundert v. Chr. über eine Fläche von wenigstens vierzig Hektar und eine Länge von über 1 km erstreckte.

3 Lage der frühkeltischen Siedlungsstrukturen im Umfeld der Heuneburg mit dem Burgberg („Akropolis“), den frühkeltischen Wallanlagen und Grabenwerken (rot-gelbe Linien) und der Außensiedlung.

4 Bei Ausgrabungen im Sommer 2004 wurden zahlreiche gut erhaltene Bauhölzer in einem Befestigungsgraben unterhalb der Nordspitze der Heuneburg gefunden. Mit Hilfe der Dendrochronologie konnten die Hölzer in das 7. Jh. und in die 1. H. des 6. Jh. v. Chr. datiert werden.



Projekte in Baden-Württemberg

Die Notgrabungen im Umfeld der Heuneburg – die Flächen werden intensiv beackert, sodass die Reste der Außensiedlung teilweise bereits tiefgründig zerstört sind – werden jetzt im Rahmen des DFG-Projektes „Zentralort und Umland. Untersuchungen zur Struktur der Heuneburg-Außensiedlung und zum Verhältnis der Heuneburg zu umgebenden Höhensiedlungen“ fortgesetzt. Im Mittelpunkt dieses – vom Landesdenkmalamt gemeinsam mit der Universität Tübingen durchgeführten – Projekts stehen Ausgrabungen zur Klärung der Ausdehnung der in die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. zu datierenden Außensiedlung, die sich – offensichtlich teilweise begrenzt durch Grabensysteme – über eine Fläche von wenigstens 40 ha erstreckte (Abb. 3). Ergänzt wird das Projekt durch gezielte Prospektionen und Sondagen in umliegenden Höhensiedlungen und Grabhügeln nekropolen sowie durch eine systematische archäologische Landesaufnahme in einem Radius von 10–15 km um die Heuneburg.

Dem bisher weitgehend unerforschten direkten Vorfeld der Heuneburg widmet sich das Projekt „Archäologische Untersuchungen im Bereich der Heuneburg an der Oberen Donau zur Klärung der Bedeutung der Vorburg“ (LDA, Esslingen). Vorrangiges Ziel ist die Erforschung der am Fuß der Heuneburg liegenden Vorburgsiedlung, die nach Ausweis der diesjährigen Grabungsergebnisse jünger als die Außensiedlung ist und ihren Besiedlungsschwerpunkt in der Endphase der Spät-

hallstattzeit hatte. Die im Frühjahr 2004 unmittelbar nördlich der Heuneburg begonnenen Ausgrabungen haben zudem zur Entdeckung eines prähistorischen Befestigungsgrabens (Abb. 4) mit gut erhaltenen Bauhölzern geführt, die dendrochronologisch ins frühe 6. Jahrhundert v. Chr. datiert werden können. Für die nächsten Jahre sind zudem Prospektionen und Ausgrabungen in der Donauniederung geplant, die die Lokalisierung von Wegen, eventuellen Furten, Brücken und Stapelplätzen bzw. Hafenanlagen zum Ziel haben werden. Auch dieses Untersuchungsareal liegt im Bereich von Ackerflächen. Vor wenigen Jahren im unmittelbaren Vorfeld der Heuneburg großflächig angelegte Drainagesysteme haben partiell bereits zur tiefgründigen Zerstörung der archäologischen Befunde geführt.

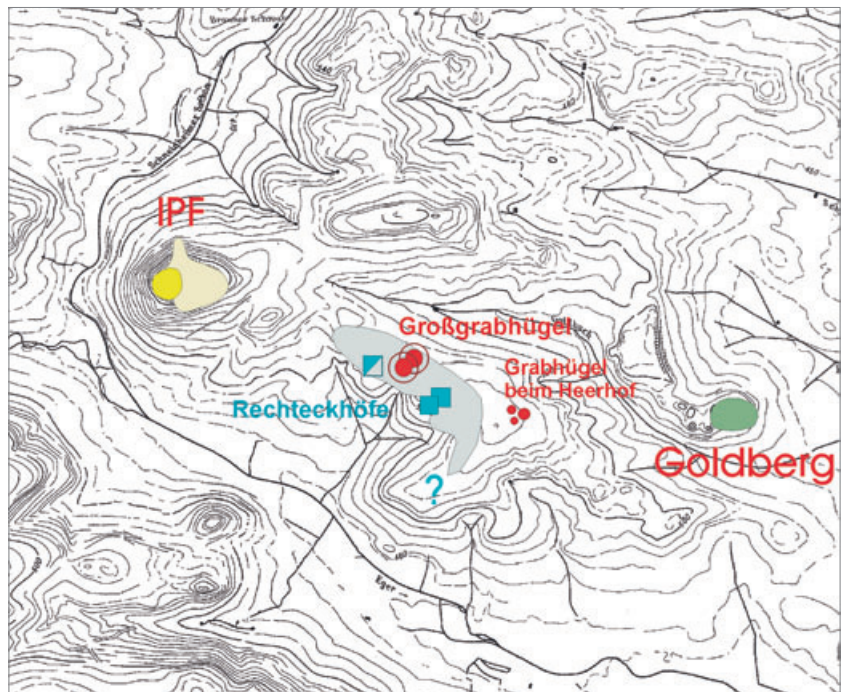
Während die Heuneburg somit zu den altbekannten und vergleichsweise gut erforschten Fürstensitzen gehört, liegen Bedeutung und Geschichte des Ipfs bei Bopfingen noch weitgehend im Dunkel. Dieser imposante Zeugenberg am Rand des Nördlinger Ries befindet sich im Überschneidungsgebiet der Verbreitung von Fürstensitzen und so genannten Rechteckhöfen (Abb. 1). Das Projekt „Der Ipf bei Bopfingen. Burg, Außensiedlung und Siedlungsumfeld eines frühkeltischen Fürstensitzes der späten Hallstatt- und frühen Latènezeit“ (LDA, Esslingen) hat im Frühjahr 2004 seine Arbeit aufgenommen und führt die vom Landesdenkmalamt in den letzten Jahren durchgeführten Rettungsgrabungen fort. Im Mittelpunkt stehen die Ausgrabungen und Auswertungen von zwei Rechteckhöfen des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr. beim Weiler Kirchheim-Osterholz, etwa 2 km östlich des Ipfs im intensiv bewirtschafteten und erosionsgefährdeten Ackergelände gelegen (Abb. 5). Die Ausgrabungen haben bereits wichtige neue Ergebnisse geliefert: Griechische und ostalpine Importfunde belegen Fernbeziehungen, Schlackenfunde sprechen für Eisengewinnung und Verarbeitung. Besonders bemerkenswert sind im Juni 2004 entdeckte mächtige Pfostenstellungen und Steinsetzungen, die eventuell von einem innerhalb eines Rechteckhofes errichteten Großgebäude stammen (Abb. 6). Diese bisher einzigartigen Befunde wären in wenigen Jahren dem Pflug zum Opfer gefallen. Auch hier zeigt sich wiederum, dass denkmalpflegerische und wissenschaftliche Schwerpunktbildung in den archäologischen Disziplinen Hand in Hand gehen müssen.

Sowohl Heuneburg als auch Ipf waren im 6. Jahrhundert v. Chr. zweifellos bedeutende Siedlungszentren, die jeweils den Mittelpunkt von Siedlungskammern bzw. Territorien bildeten. Ihre Bedeutung könnte allerdings vom Hohenasperg bei Ludwigsburg noch deutlich in den Schatten ge-

stellt worden sein (Abb. 7). Obwohl die neuzeitliche Überbauung des Hohenaspergs und die damit einhergegangene Zerstörung älterer Schichten eine direkte Untersuchung des vermuteten Fürstensitzes selbst unmöglich macht, sprechen die reich ausgestatteten Fürstengräber im Umfeld für die Existenz eines überregionalen Machtzentrums, das im Unterschied zu Heuneburg und Mont Lassois ungewöhnlich lange, das heißt, bis ins fortgeschrittene 5. Jahrhundert v. Chr. Bestand hatte. Das im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms geförderte Projekt „Erforschung der Siedlungsdynamik im Umfeld des frühkeltischen Fürstensitzes Hohenasperg auf archäologischen und naturwissenschaftlichen Ergebnissen“ (LDA, Esslingen) hat die Aufarbeitung und die auswertende Synthese von Altgrabungen der Denkmalpflege in Hinsicht auf den Zentralisierungsprozess zum Ziel. Ohne die finanzielle Förderung durch das Schwerpunktprogramm der DFG könnten diese für die Landesgeschichte wichtigen Arbeiten nicht durchgeführt werden.

Ein weiterer frühkeltischer Fürstensitz lag in beherrschender Lage auf einer Insel im Oberrheingraben, auf dem Breisacher Münsterberg. Ähnlich dem Hohenasperg ist dieses frühkeltische Machtzentrum aber durch jüngere Bebauung teilweise zerstört und lässt sich somit nur bedingt archäologisch erforschen. Die großen zwischen 1980 und 1986 durchgeführten Rettungsgrabungen haben jedoch ein umfangreiches frühkeltisches Fundmaterial zutage gefördert. Auch diese Grabungen der Denkmalpflege konnten erst in den letzten Jahren im Rahmen eines durch die finanzierten Projekts ausgewertet werden. Die Forschungen konnten weit reichende Handelskontakte der frühkeltischen Bewohner des Münsterbergs bis in den ostalpinen und mediterranen Raum nachweisen.

Weitere frühkeltische Machtzentren werden innerhalb Baden-Württembergs im Bereich der Fürsten-



gräber von Hügelsheim und Söllingen am nördlichen Oberrhein, auf dem Schlossberg von Nagold oder auf dem Kapf bei Villingen-Schwenningen im Schwarzwald vermutet.

Projekte in anderen Ländern

Die Entstehung erster protourbaner Zentren im 6. Jahrhundert v. Chr. hatte zwar einen Schwerpunkt im heutigen Baden-Württemberg, war jedoch keineswegs auf unser Gebiet begrenzt. Zu den bedeutendsten archäologischen Entdeckungen der letzten Jahre gehören zweifellos die Fürs-

5 Durch Prospektionen und Ausgrabungen konnte die eisenzeitliche Siedlungslandschaft zwischen Ipf und Goldberg genauer erforscht werden.



6 Ausgrabung eines monumentalen frühkeltischen Gebäudes südöstlich des Ipf.

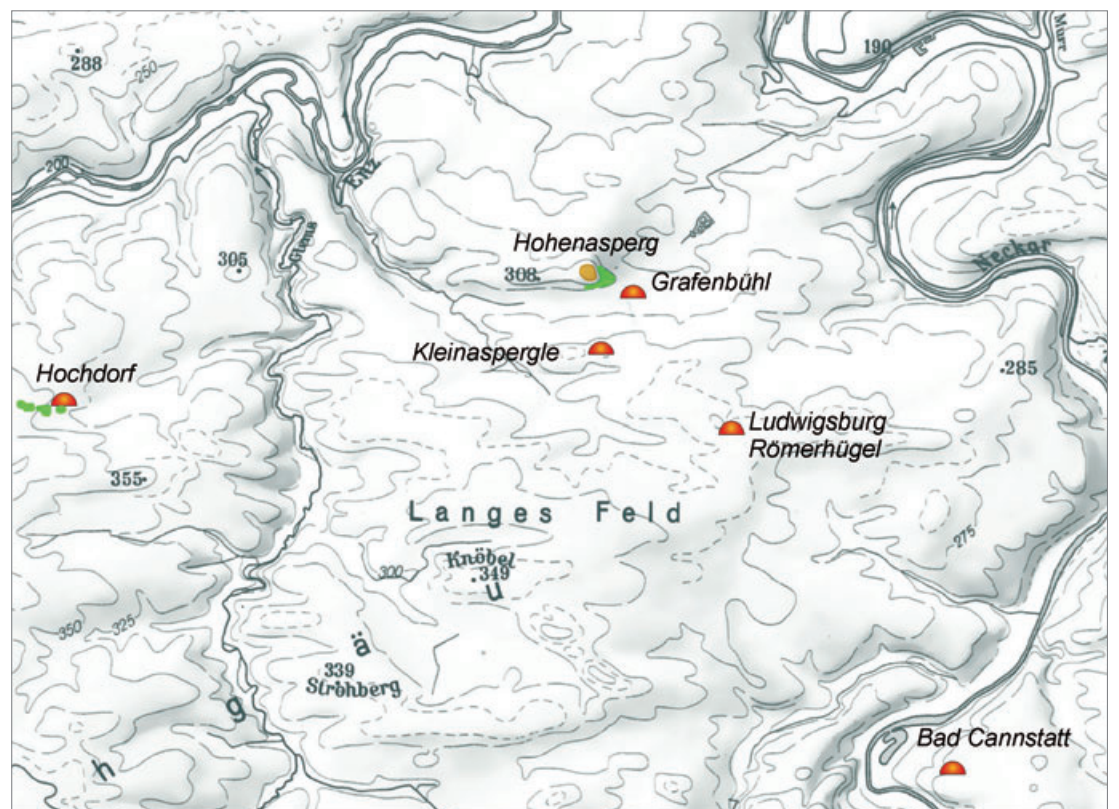
tengräber und Steinstatuen vom Glauberg in Hessen (Abb. 8). Dieser Fundort ist von herausragender Bedeutung für das Schwerpunktprogramm, weil er besonders geeignet ist, die Rolle von Grabmonumenten und Heiligtümern bei der Entstehung komplexer Zentren zu erforschen. So verwundert es nicht, dass gleich zwei Projekte des Schwerpunktprogramms der Erforschung des Glaubergs gewidmet sind (Römisch-Germanische Kommission; Institut für Ur- und Frühgeschichte Universität Mainz).

Noch weitgehend unbekannt und von der Forschung wenig beachtet ist dagegen das frühkeltische Machtzentrum bei Bad Dürkheim in Rheinland-Pfalz. Wie neue Prospektionen und Sondagen zeigen, harrt hier eine komplex strukturierte Siedlungslandschaft des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr. mit einer Vielzahl von unbefestigten Siedlungen, Bestattungsplätzen, befestigten Höhensiedlungen und zugehörigen Außensiedlungen der Erforschung (Abb. 9). Für die Kollegen vom Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz (Amt Speyer) kommt die finanzielle Unterstützung durch die DFG gleichsam in letzter Minute, denn durch intensiven Weinbau und ausufernde

Neubaugebiete schreitet die flächige Zerstörung dieser archäologischen Fundlandschaft stetig voran.

Ein frühkeltisches Machtzentrum, das Hohenasperg, Heuneburg und Breisacher Münsterberg in ökonomischer und wahrscheinlich auch politischer Bedeutung noch deutlich überragt haben dürfte, lag auf dem Mont Lassois an der oberen Seine in Burgund (Abb. 10). Das 1953 am Fuß des Mont Lassois entdeckte, berühmte Damengrab von Vix, welches u. a. das größte erhaltene Metallgefäß der Antike, einen 1,80 m hohen Bronzekrater, enthielt, legt Zeugnis von der Bedeutung dieses Ortes um 500 v. Chr. ab. Leider ist die Erforschung der zugehörigen Siedlung bisher vernachlässigt worden. In enger Kooperation mit einem französischen Partnerprojekt werden deshalb im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms erstmals systematische Prospektionen und Ausgrabungen auf den Mont St. Marcel, dem bisher nahezu unerforschten, akropolisartigen Zentrum der ausgedehnten Gesamtanlage, durchgeführt. So haben die im Jahre 2003 durchgeführten geophysikalischen Messungen Aufsehen erregende Ergebnisse geliefert: Für das Plateau des Mont

7 Besonders reiche Grabfunde des 6. u. 5. Jh. v. Chr. sind aus der Region um den Hohenasperg bekannt. Beim Bau des Keltenmuseums in Hochdorf wurde eine unbefestigte frühkeltische Siedlung entdeckt (Rekonstruktion, Mitte).



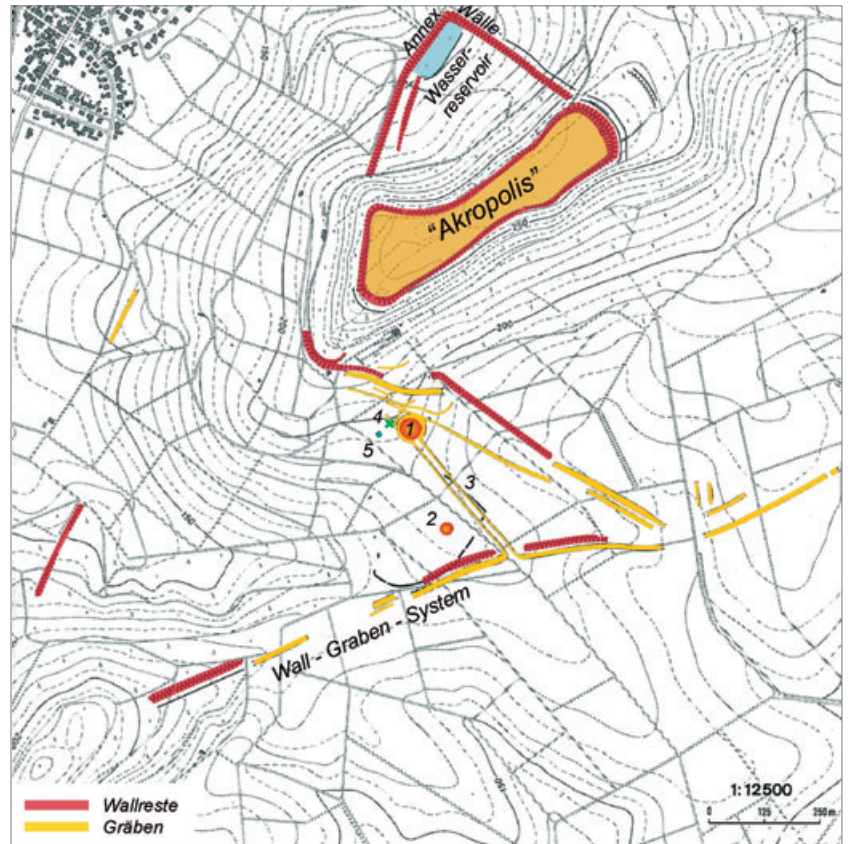
St. Marcel zeichnet sich ein streng durchkonzipierter, regelmäßiger Bebauungsplan ab, der nach Ausweis erster Sondagen der Universität Kiel hallstattzeitlich ist.

Neue Fragestellungen und Methoden für die Archäologische Denkmalpflege

Neben diesen auf den lokalen und regionalen Ebenen angesiedelten Projekten werden im Rahmen des Schwerpunktprogramms übergreifende Forschungsvorhaben gefördert, die der archäologischen Denkmalpflege mittelfristig wesentliche neue methodische Impulse vermitteln können. So verfolgt das DFG-Projekt „GIS-gestützte Untersuchungen frühkeltischer Fürstensitze und ihres Umlandes“ das Ziel, Standortfaktoren für die Anlage urnenfelder- und eisenzeitlicher Siedlungen im weiteren Umfeld der Fürstensitze zu analysieren. Methodisches Rückgrat des Forschungsvorhabens ist der Vergleich von archäologischen und naturräumlichen Daten mit Hilfe eines Geographischen Informationssystems (GIS). Diese von der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts durchgeführten Untersuchungen werden zu Ergebnissen und Erfahrungen, die bei der Einführung entsprechender Systeme in der Denkmalpflege von Nutzen sein werden.

Ähnliche Impulse lässt auch das Projekt „Siedlungshierarchien, kulturelle Räume, soziale Evolution und Territorialität im 8. bis 4. Jahrhundert v. Chr. in Südwestdeutschland und den angrenzenden Regionen“ (LDA, Esslingen) erwarten. Im Mittelpunkt des Arbeitsprogrammes dieses Projektes steht die überregionale, flächendeckende Erfassung hallstatt- und frühlatènezeitlicher Fundstellen und Daten in Südwestdeutschland und den angrenzenden Regionen mit dem Ziel, regionale kulturelle Gruppen und territoriale bzw. kulturelle Grenzen archäologisch nachzuweisen. Besonderes Interesse verdient dabei die Erforschung von Prozessen der Stammes- und Volksbildung, die erwartungsgemäß mit der Zentralisierung der Gesellschaft, also der Eingliederung von regionalen und kleinregionalen Gruppen in größere Verbände einhergehen. Um entsprechende prähistorische Prozesse erkennen zu können, müssen grundlegend neue methodische Wege beschritten werden. Aber auch diese Grundlagenforschungen können zukünftig auf die alltägliche konservatorische Arbeit zurückwirken.

Zudem können im Rahmen des Forschungsprogramms kostenintensive naturwissenschaftliche Methoden erprobt und angewendet werden, die heute noch in der Entwicklungsphase sind und aus Mitteln des Landesdenkmalamts nicht finanzierbar wären. Dazu gehören zum Beispiel Analy-



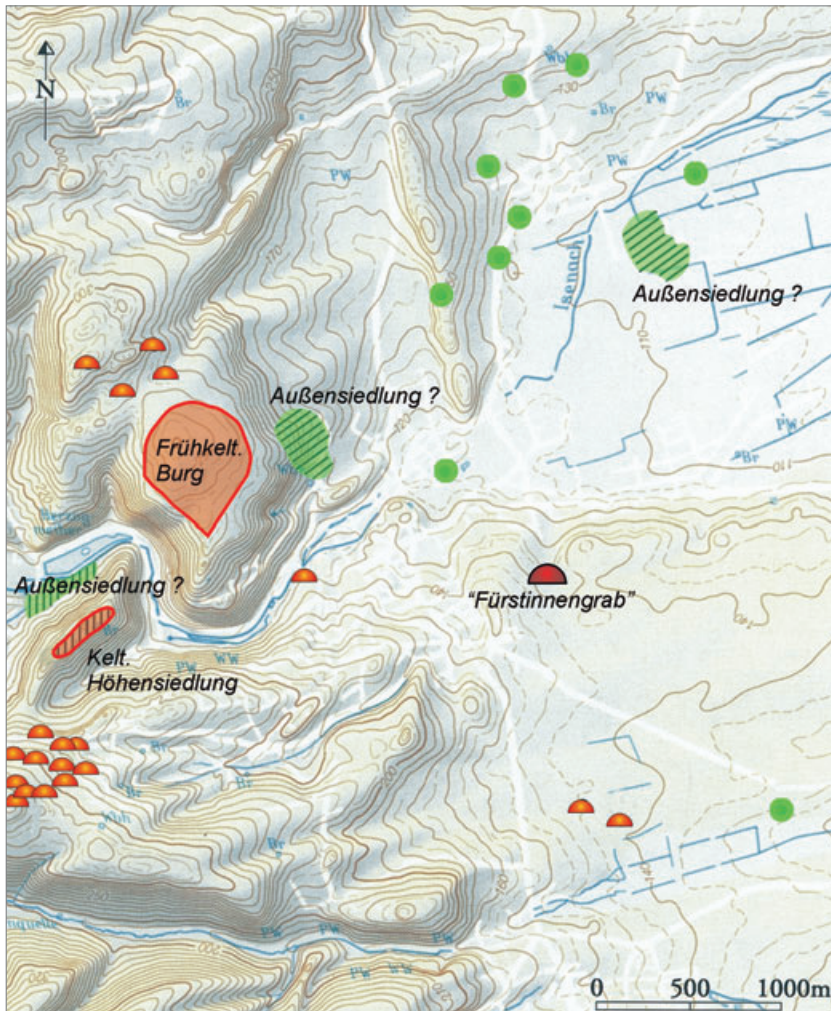
sen von Strontium-Isotopenverhältnissen in Knochen und Zähnen von hallstattzeitlichen Tieren, die Hinweise auf den „Aktionsradius“ von Herden/Hirten und auf andere Wanderungsprozesse erwarten lassen. Das Projekt ist als zentrales archäozoologisches Serviceprojekt für das gesamte Schwerpunktprogramm konzipiert.

Mittelfristig ist auch die Durchführung paläogenetischer Untersuchungen sowohl an Tier- als auch an Menschenknochen im Schwerpunktprogramm geplant. Erste Testergebnisse sind Erfolg versprechend: Die Analysen ergaben u. a., dass die gegen 540/530 und 510/500 v. Chr. bestatteten Männer aus den Fürstengräbern von Eberdingen-Hochdorf und Asperg „Grafenbühl“ identische mitochondriale DNA aufweisen und somit matrilinear eng verwandt gewesen sind.

Mehrere botanische Projekte (LDA, Hemmenhofen; Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Wiesbaden; Institut für Vor- und Frühgeschichte Universität Frankfurt am Main) runden das naturwissenschaftliche Spektrum des Schwerpunktprogramms ab. Hierbei geht es einerseits um die überregionale Rekonstruktion der Vegetations- und Landschaftsentwicklung im 1. Jahrtausend v. Chr. zwischen Zentralfrankreich und Böhmen mit Hilfe der Pollenanalyse, andererseits um die Unterscheidung von landwirtschaftlichen Konsumenten- und Produzentensiedlungen mit Hilfe der botanischen Makrorestanalyse, also um die Frage, ob die Bewohner der Zentralorte durch die Bevölkerung des Umlandes versorgt wurden.



8 Den Glauberg in Hessen umziehen monumentale Wälle. Sensationell die 1994 und 1997 erfolgte Entdeckung des Fürstengrabhügels mit 2 unberaubten Fürstengräbern des 5. Jh. 1 Fürstengrabhügel, 2 Grabhügel, 3 „Prozessionsstraße“, 4 Fundort der erhaltenen Statue, 5 Einfriedung.



9 Reiche Grabfunde deuten auf ein bedeutendes frühkeltisches Machtzentrum bei Bad Dürkheim in der Pfalz.

Internationale Zusammenarbeit

Das Verbreitungsgebiet der frühkeltischen Fürstentümer erstreckt über die Schweiz und Ostfrankreich bis nach Zentralfrankreich. Auch in Tschechien sind vergleichbare Zentralisierungsprozesse bzw. Zentralorte (Zavist) bekannt. Es ist keineswegs zufällig, sondern für Aktualität und Attraktivität der Thematik symptomatisch, dass auch in diesen Staaten zurzeit groß angelegte Programme zur Erforschung der ältereisenzeitlichen Zentralisierungsprozesse anlaufen (Abb. 11).

Das 2002 gestartete französische Programm „Fonction, hiérarchie et territoire des sites d’habitats hallstattiens de France orientale“ verfolgt nahezu identische Fragestellungen und Zielsetzungen wie das Schwerpunktprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Ein analoges Forschungsvorhaben wird zurzeit in der Schweiz vorbereitet. In Tschechien existiert bereits ein von der dortigen Grantagentur gefördertes Programm zur Erforschung der frühkeltischen Besiedlung des Zavist und seines Umfeldes. Auch hier entsprechen die Fragestellungen in breiten Zügen denen des Schwerpunktprogramms, sodass sich eine enge Kooperation anbietet. Durch die Zusammenarbeit des DFG-Schwer-

punktprogramms mit diesen in- und ausländischen Projekten ergeben sich ausgezeichnete Chancen für eine multinationale Forschung, mit dem Ziel einer den gesamten Raum der Fürstentümer erfassenden Synthese. Im Gespräch ist der Aufbau einer gemeinsamen, länderübergreifenden Fundstellendatenbank zur Hallstatt- und Frühlatènezeit, die großräumige landschaftsarchäologische Analysen und Interpretationsmodelle erlaubt. Die Kooperation mit den französischen und schweizerischen Kolleginnen und Kollegen ist besonders für die archäologische Denkmalpflege in Baden-Württemberg aufgrund der gemeinsamen Grenzen von vitalem Interesse.

Archäologische Denkmalpflege und Forschung: Kontinuität trotz Wandel

Die Archäologische Denkmalpflege in Baden-Württemberg genießt heute national und international höchstes Ansehen. Ihr hohes fachliches Niveau konnte sie nur durch den engen Kontakt zur Forschung und die Einwerbung beträchtlicher Drittmittel erreichen. Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg ist bisher bundesweit die einzige archäologische Institution, der es glückte, zwei Schwerpunktprogramme bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft einzuwerben. Im ersten Programm gelang es, die Pfahlbauforschung „aus einer Art Dornröschenschlaf zu wecken und mit der Schweizerischen Forschung gleichzuziehen“ (Schnurbein 1997,141). Schon jetzt, nicht einmal ein Jahr nach Beginn des neuen Schwerpunktprogramms „Frühkeltische Fürstentümer“ liegen Ergebnisse vor, die optimistisch stimmen, dass Denkmalpflege und Forschung auch von diesem Forschungsvorhaben außerordentlich profitieren werden, und inhaltlich und methodisch neue Maßstäbe gesetzt werden können. Das hohe Niveau der Archäologischen Denkmalpflege in Baden-Württemberg und damit die enge und erfolgreiche Bindung an die Forschung und ihre Förderinstitutionen wird sich aber nur halten lassen, wenn eine gute personelle und finanzielle Grundausstattung aus Landesmitteln auch zukünftig gesichert ist, denn die Deutsche Forschungsgemeinschaft legt bei der Vergabe von Drittmitteln ihrerseits strenge Maßstäbe hinsichtlich der Qualifikation der Antragsteller an. Wie von Schnurbein bereits 1997 anlässlich der damaligen Reformen im Denkmalrecht trefflich bemerkte, wird sich archäologische Denkmalpflege niemals auf Verwaltungsvorgänge reduzieren lassen. Sobald sie den wissenschaftlichen Auftrag aufgibt und der Kontakt zur Forschung abreißt, sinkt sie zwangsläufig in die Sinn- und Bedeutungslosigkeit. Damit sei der Appell verbunden, „Kontinuität trotz Wandel“ zu wahren

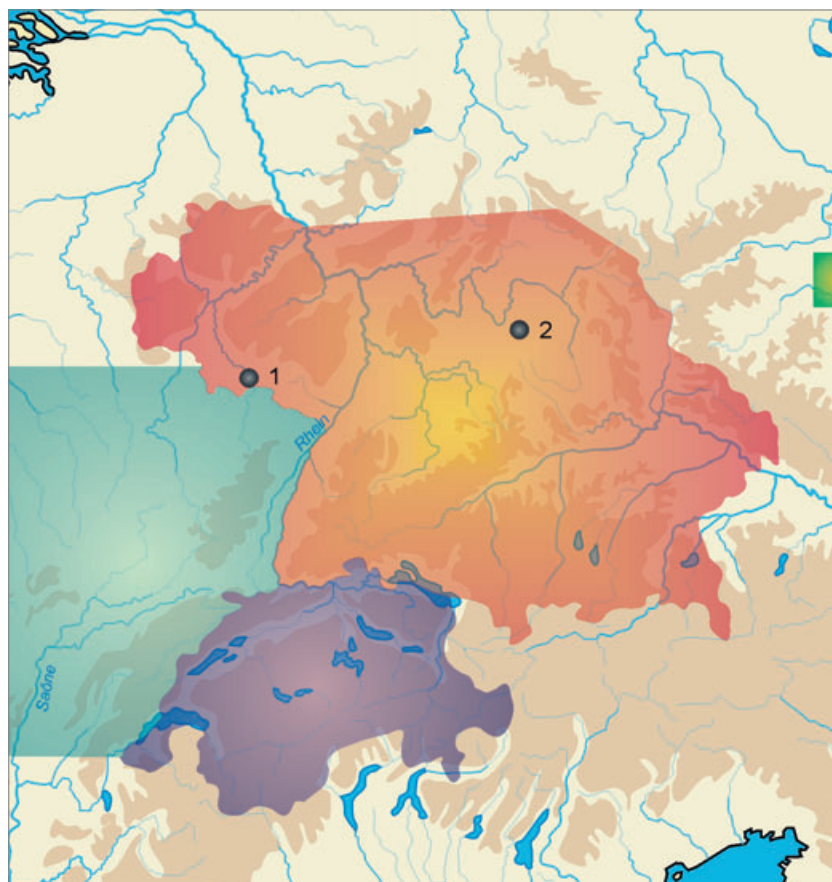
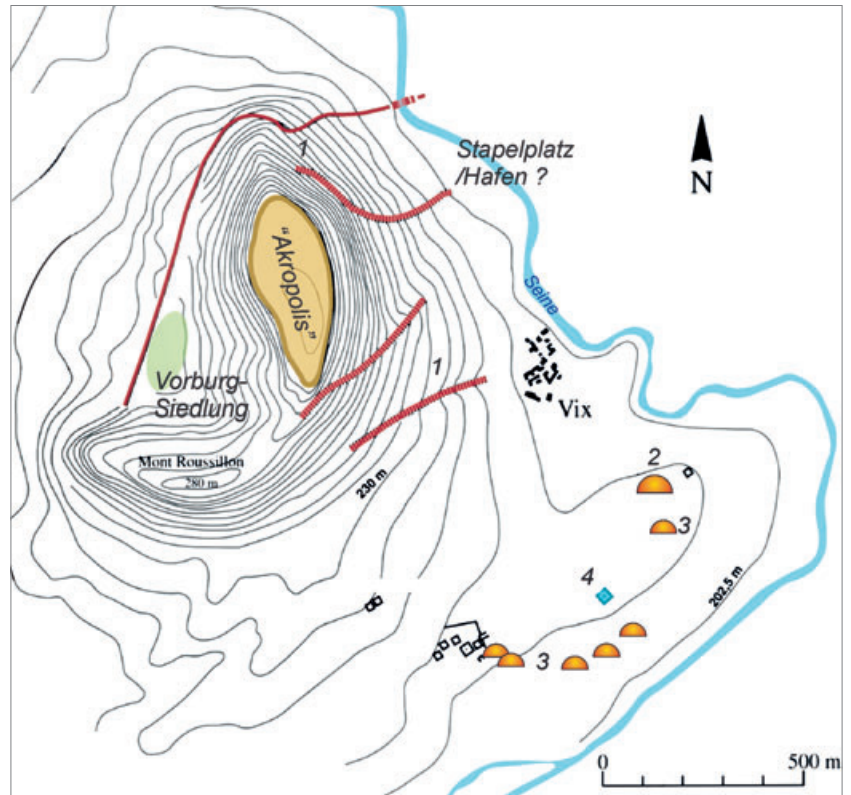
und Forschungsprojekten auch zukünftig den ihnen gebührenden Platz in der archäologischen Denkmalpflege Baden-Württembergs einzuräumen.

Literatur:

Siegmar von Schnurbein: Archäologische Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Bilanz und Auftrag aus wissenschaftlicher Sicht. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 26, 1997, 141–146.

10 *Der Mont-Lassois bei Châtillon-sur-Seine: 1 Wall- und Grabenanlagen; 2 Fürstinnengrab; 3 Grabhügel und Flachgräber; 4 Ahnenheiligtum. Die topografische Geländeaufnahme des Mont-Lassois wird z. Zt. von der Fachhochschule Stuttgart, Hochschule für Technik, durchgeführt.*

11 *Die internationalen Partnerprojekte des Schwerpunktprogramms „frühkeltische Fürstensitze“.*



Partnerprojekte und assoziierte Forschungsvorhaben

- Untersuchungsgebiet des DFG-Projekts "Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse. Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstensitze und ihres territorialen Umlandes "
 - Untersuchungsgebiet des französischen Forschungsprogramms " Fonction, hiérarchie et territoire des sites d'habitats hallstattiens de France orientale" (C.N.R.S.)
 - Untersuchungsgebiet des geplanten schweizerischen Forschungsprogramms (Schweizer Nationalfond)
 - Untersuchungsgebiet des tschechischen Forschungsprojektes Zavist (Tschechische Akademie der Wissenschaften Prag)
- 1 Projekt Bliessbrück-Reinheim (Staatliches Konservatoramt des Saarlandes)
 - 2 Ehrenbürg bei Forchheim Europa-LEADERplus-Projekt (Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Außenstelle Bamberg)

Privatdozent Dr. Dirk L. Krause
 LDA. Archäologische Denkmalpflege
 Berliner Straße 12
 73728 Esslingen am Neckar



Das Deckenbild in der Marienkapelle in Zeutern – Vom Routinefall zur spektakulären Rettung

Drei Kirchen hat das im Kraichgau gelegene Dorf Zeutern (Gemeinde Ubstadt-Weiher, Kr. Karlsruhe) aufzuweisen: Die im Kern spätmittelalterliche, dann barockisierte Martinskirche, die inzwischen profaniert als Veranstaltungsbauwerk dient, die neue Martinskirche von 1962 und die Marienkapelle, die am Ortsrand an der Straße nach Odenheim steht. Gegenstand des nachfolgenden Artikels ist das zentrale Deckenbild der kleinen Kapelle, das um 1920/30 von einem namentlich nicht bekannten Künstler gemalt wurde und Mariä Himmelfahrt darstellt. Im Februar 2002 fand eine erste Vorbesprechung zwischen dem Erzbischöflichen Bauamt Heidelberg und dem Landesdenkmalamt vor Ort statt, mit dem Ziel, die Maßnahmen zur Instandsetzung von Raum und Ausstattung vorzubereiten. Was sich als Routinefall anließ, entpuppte sich in den nachfolgenden Monaten als eine höchst komplizierte und in der Umsetzung spektakuläre Maßnahme zur Rettung des Bildes an einer absturzgefährdeten Decke.

Ute Fahrbach-Dreher / Hans Hangleiter / Dörthe Jakobs / Leonie Saltzmann

Baubeschreibung

Die Kapelle (Abb. 1) steht etwas zurückversetzt gegenüber der Häuserzeile, zeigt sich aber dem Besucher von weitem mit dem relativ hohen, mit Schiefer gedeckten Dachreiter, der in einer eleganten, zwiebelförmigen Spitze endet. Das eigentliche Kirchengebäude mit polygonaler Apsis

und Rundbogenfenstern ist wenig spektakulär. Ungewöhnlich ist dagegen die dem spätgotischen Portal vorgebaute Loggia im Stil der Neorenaissance. Sie bildet eine architektonisch anspruchsvolle Überleitung von der Dorfstraße zum Sakralraum und kaschiert geschickt das Wohnhaus, das im Westen direkt an die Kapelle angebaut ist. Im Innern ergibt sich ein Kontrast zwi-



1 Außenaufnahme der Marienkapelle in Zeutern. Februar 2004.



2 Innenraum der Marienkapelle nach Westen. Juli 2004.

3 Innenraum nach Osten. Juli 2004.



4 Heiliger Nikolaus.
Juli 2004.

schen dem niedrigen Vorraum unter der Empore, der durch ein hölzernes Gitter vom eigentlichen Kirchenraum getrennt ist (Abb. 2). Emporenbrüstung, Raumteiler und Gestühl, Heiligenfiguren an den Wänden, ein Hochaltar (Abb. 3) und das Deckengemälde ergänzen sich zu einer insgesamt homogenen, schön ausgestatteten Dorfkirche wie sie leider nicht mehr allzu oft zu finden ist.

Baugeschichte

Zur Baugeschichte sei nur das nötigste gesagt. Die Kapelle wurde 1219 erstmals anlässlich eines Wechsels im Patronatsrecht erwähnt. Das Stift St. German in Speyer hatte aber seine Bauunterhaltungspflicht wohl nicht so genau genommen, denn 1330 wurde von der Gemeinde in Zeutern ein Neubau errichtet. 1776 wurde die Kapelle umgebaut und erhielt damit ihre heutige Gestalt. Nur die spitzbogige Tür an der Nordseite ist eindeutig dem älteren Baubestand zuzuordnen. Wesentlich jünger ist die Innenausstattung. Die älteste Figur dürfte die des Heiligen Nikolaus (Abb. 4) sein. Ein Glöckchen von 1748 gehört ebenfalls zum Bestand vor dem großen Umbau. Zur Bedeutung der Kapelle ist 1810 Näheres zu erfahren. Eigentlich sei die Kapelle als zweite Pfarrkirche anzusehen, da der Ort Zeutern wegen seiner Größe unbedingt die Kapelle benötige. Die Kapelle hätte eigene Ablässe und sei finanziell gut ausgestattet. Da schon im 17. Jahrhundert von vielen Votivgaben die Rede ist, kann davon ausgegangen werden, dass die Figuren zum eigenen Bestand der Kapelle gehören.

Die Inschrift „Matri Dolorosae Renovatum 1867/68“ der Vorhalle führt etwas in die Irre, denn die Renovierung des Innern wurde erst 1872–77 durchgeführt. Damals wurde eine Giebelwand und ein Teil einer Langhauswand abgebrochen und erneuert, die westliche Giebelwand unterfangen, im Innern das Gestühl erneuert und die gesamte Decke neu verputzt. Bei dieser Renovierung wurde eingehend die Frage erörtert, ob man das Bauwerk von allen im Lauf der Zeit hinzugekommenen, „den ursprünglichen gothischen Styl derselben nicht entsprechenden Zuthaten“ befreien will oder nicht. Vermutlich wurde damals die Kanzel entfernt, obwohl sich Baurat Lutz vom Erzbischöflichen Bauamt für deren Erhalt einsetzte.

Leider schweigen die Akten im Archiv des Pfarramtes bezüglich der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Für das Jahr 1954 lassen sich dagegen umfangreiche Reparaturarbeiten nachweisen: Der raue Außenputz der Kapelle mit hellgelber Fassung entstand vermutlich in dieser Zeit. Die Kirche war durch Beschuss beschädigt worden und erhielt deshalb neue Fenster. Alle Blech-

nerarbeiten am Turm wurden ebenfalls erneuert. Sicher nachzuweisen ist die Erneuerung des Bodens mit Natursteinplatten und die komplette Neuausmalung der Raumschale. Die Fassungen am Altar wurden entfernt, und dieser wurde zusammen mit den Figuren neu gefasst

Zu Beginn der neuesten Renovierungsmaßnahmen der Jahre 2002 bis 2004 zeigte sich das Innere der Kapelle im inzwischen sehr verschmutztem Kleid der 1950er Jahre. Der Kalk-Gips-Mörtel des 19. Jahrhunderts wurde 1954 an den Wänden monochrom hellgrau über dunkelgrauem Sockel gestrichen. Den oberen Wandabschluss bildet ein weißes Stuckgesims mit altrosa gefasster Voute, die wiederum mit einem weißen Stuckgesims in die weiße Decke überleitet. Das Deckenbild im Zentrum ist mit einem einfachen Rahmenstück umfasst.

Bei einer ersten gemeinsamen Besichtigung des Kapellenraums im Februar 2002 einigten sich die Kollegen des Erzbischöflichen Bauamts Heidelberg und des Landesdenkmalamtes auf eine Bestandserfassung von Raumschale, Ausstattung und Deckenbild. Das Referat Restaurierung des Landesdenkmalamtes erarbeitete dann auf Grundlage dieser Erfassung nach Gewerken aufgeteilte Leistungsbeschreibungen zwecks Ausschreibung der Konservierungs- und Restaurierungsmaßnahmen. Eine Einrüstung zur Überprüfung des Zustandes der Decke war aus Kostengründen erst nach Vorlage der Ausschreibung und im Zuge der Kostenkalkulation geplant.

Die Frage einer neuen Farbgebung im Innenraum wurde heftig diskutiert. An einer Fehlstelle im Putz war eine sehr farbenfrohe und strukturreiche Farbfassung zu sehen. Die Versuchung einer Rekonstruktion dieser Farbfassung lag auf der Hand. Da aber, abgesehen vom Deckenbild, alle Oberflächen im Innern der Kirche einschließlich der Fenster 1954 erneuert worden waren, blieb der Erhalt der vorhandenen Farbgebung als einzig mögliches konservatorisches Konzept. Ganz unspektakulär wären nun die Bauarbeiten vorstatten gegangen, wenn Deckenputz und Gemälde es nur zugelassen hätten.

Die Konservierung des Deckengemäldes

Das Thema des um 1920/30 entstandenen Deckenbildes ist die Himmelfahrt Mariens (Abb. 5). Maria ist stehend und mit ausgebreiteten Armen dargestellt, den Blick zum Himmel gewandt; sie wird von einer Engelschar (Putti) in einem Wolkenmeer zu ihren Füßen „empor getragen“. Bei der Untersuchung konnten die Restauratoren Hans Hangleiter und Leonie Saltzmann unter der Malereischicht die Vorgängerfassungen nachweisen, die einfache, die gesamte Decke umfassende De-

korationssysteme ohne Betonung des Mittelspiegels mit Stuckrahmen erkennen lassen.

Im Juli 2002 fand ein weiterer Termin vor Ort statt, bei dem neu entstandene Risse im Deckenbild entdeckt wurden. Als mögliche Ursache für die Rissbildung wurden zunächst Erschütterungen durch unsachgemäße Arbeiten im Dachraum vermutet. Eine umgehend eingeleitete Sicherungsmaßnahme am Deckenbild erwies sich im Nachhinein als erfolglos. Noch während des laufenden Ausschreibungsverfahrens im Februar 2003 meldeten die beteiligten Restauratoren dem Landesdenkmalamt eine dramatische Absenkung einer Hälfte des Deckenbildes – ausgehend vom Rissbereich – um ca. 20 cm. Die Kirche wurde umgehend gesperrt. Das Referat Restaurierung legte ein Konzept zur Abfangung und Absprißung des Deckenbildes nach einem von Hans Hangleiter für einen ähnlichen Fall entwickelten Schachbrettsystem vor, das die Zugänglichkeit sämtlicher Deckenbildpartien während einer weiteren Bearbeitung gewährleisten sollte. Ungeachtet dessen wurde das Deckenbild sofort mit Dämmmaterial und großflächigen Spanplatten unterfangen und vom Boden aus abgesprießt (Abb. 6). Die sich anschließenden Maßnahmen zur Rettung des Deckenbildes erforderten ungewöhnliche und komplizierte Verfahren. Zunächst musste die provisorische Absprißung durch eine neue Abfangung des Deckenbildes ersetzt werden. Neue Wege beschritt man auch für die Restaurierung und die Wiederanbringung von Teilen des Deckenbildes. Die Sicherungsmaßnahmen wurden soeben abgeschlossen, das Deckenbild ist wieder an seinem Platz.

Ute Fahrbach-Dreher/Dörthe Jakobs



5 Deckenbild.
Zustand 2002.

Untersuchungsergebnisse zum Bestand

Die Deckenbalken mit der Verbretterung stammen noch aus der Bauphase des 18. Jahrhunderts. Die Befestigung der Dielen an den Deckenbalken erfolgte mit geschmiedeten Nägeln. Die Dielen sind 25mm stark und 40–50 cm breit. Die außergewöhnliche Breite und die auf der Unterseite sehr glatte, wahrscheinlich lackierte Oberfläche legen die Vermutung nahe, dass es sich um zweitverwendete Bodenbretter handeln könnte. Der gesamte barocke Innenputz wurde bis auf wenige Reste im 19. Jahrhundert zugunsten einer kompletten Neuverputzung entfernt. In allen untersuchten Bereichen lassen sich noch schmiedeeiserne Nägel zur Anbringung des barocken Putzträgers (Schilfrohrgeflecht?) nachweisen. Die vorliegende Armierung stammt aus der Renovierungsphase des 19. Jahrhunderts. Auf den Brettern ist dünnes Schilfrohr, ca. 0,5 cm–2,0 cm Durchmesser, mit Eisendraht und industriell hergestellten Krampen befestigt (Abb. 7). Es handelt sich hierbei nicht um die später üblichen Rohrmatten, sondern um einzelne Rohre, die mit dem Draht unterspannt wurden. Auf der so hergestellten Armierung befindet sich ein weicher Kalk-Gipsputz mit einer stark variierenden Stärke (1–5 cm) und einer rau abgeriebenen Oberfläche. Als Feinputz wurde ein reiner Gipsputz 0,5 cm stark aufgetragen und sehr sorgfältig geglättet. Die Stuckprofile, die den oberen Abschluss der Wand und die Begrenzung der Deckenfläche bil-

6 Deckenbild
mit provisorischer
Absprißung.

7 Schilfrohrträger mit durchgerosteter Verdrahtung.



8 Abgesenkte Putzfläche mit provisorischer Absprießung.



9 Maleroberfläche mit temporärer Kaschierung.

10 Grundgerüst für die Absprießung zur Bearbeitung.



11 Blick in den Hohlraum zwischen Decke und losgelöster Putzfläche.



12 Bildfragment auf der Rahmenkonstruktion beim Absenken auf den Boden.



den, wurden ebenfalls im Zuge der Renovierung des 19. Jahrhunderts angebracht.

Die zugehörige Raumfassung konnte nicht systematisch untersucht werden. Baubegleitende Beobachtungen weisen auf eine illusionistische Kassettenmalerei mit vier gleich groß gestalteten Kassetten und gemaltem Rahmenstück an der Decke hin. Die zugehörigen Wandflächen waren in einem hellen Blaugrau gehalten und im Sockelbereich stark farbig gestaltet. Von dieser Sockelfassung wurden jedoch lediglich kleine Fragmente gefunden, die keine Rekonstruktion mehr zulassen. An Wänden und Decke ließen sich weitere Fassungsschichten im Streiflicht nachweisen. Die zweite Gliederung ist eine sehr aufwändig gestaltete Stuckimitation mit gemalten Ornamenten und Brokatfeldern. Die Grundfarbe dieser Fassung ist beige, die Ornamente wurden wahrscheinlich in Rot- und Grüntönen, eventuell mit Metallauflagen ausgeführt.

Die heute sichtbare Malerei mit der Himmelfahrt Mariens liegt ohne Grundierung in Ölfarbe auf den älteren Schichten. Der zugehörige Stuckrah-

men überdeckt ebenfalls die früheren Fassungen, der Untergrund wurde zur besseren Haftung für den Stuckantrag mit Hacklöchern versehen. Zur Malereiebene war die gesamte Decke mit den Stuckprofilen in weißer Öltechnik gefasst, die Wände waren in Ocker gehalten und mit einem roten Schattenstrich zum Profil hin abgesetzt. Mit der Neuausmalung von 1954 ging eine partielle Überarbeitung des Gemäldes einher. Man übermalte den Hintergrund, überarbeitete einzelne Gesichter und gab einem Engel statt des orangenen ein grünes Gewand.

Schäden und Maßnahmen

Der Hauptschaden an der Decke entstand durch eine Ablösung des Putzträgers von der Verbretterung. Die Eisendrähte, die die Rohrmatten halten sollten, waren an vielen Stellen durchgerostet und rutschten aus den Krampen. In der Folge löste sich der Deckenputz zusammen mit den Schilfrohren großflächig vom Holzträger, sodass dieser stellenweise bis zu 20 cm absank (Abb. 8). Das

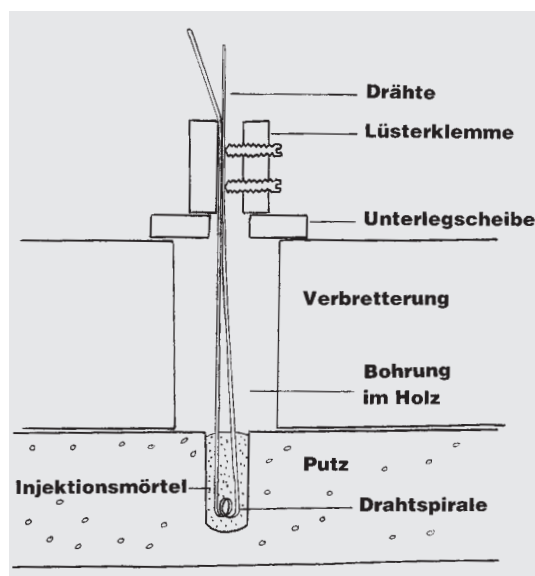
Schadensbild erstreckte sich über die gesamte Putzfläche der Decke. Da eine Sicherung der unbelalten Deckenflächen einen unverhältnismäßigen Aufwand dargestellt hätte, musste die Fläche außerhalb des Gemäldes mit den stark reduzierten Fassungen des 19. Jahrhunderts abgenommen und neu verputzt werden.

Die Südhälfte des Bildes war an keiner Stelle mehr mit der Verbretterung verbunden, da sich die Schilfrohrkonstruktion, der eigentliche Putzträger, vollständig gelöst hatte. Eine Abnahme dieser Bereiche war für die Konservierung zwingend notwendig. Aus dieser Ausgangssituation ergab sich einerseits die Möglichkeit, das komplette Gemälde auf einen neuen Träger zu übertragen, und andererseits die Möglichkeit, die Südhälfte in dieser Weise zu bearbeiten und den Rest in situ zu sichern.

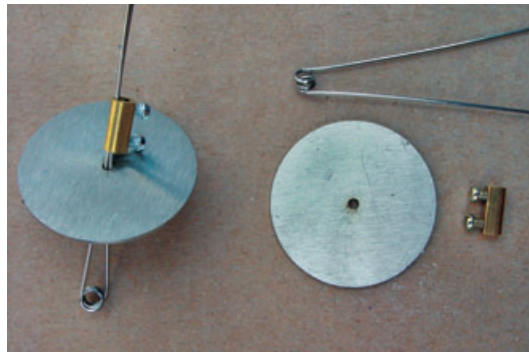
Voraussetzung für die erste Variante war die Abnahme des größeren nördlichen Bildbereichs. Dazu mussten die Verbindung zwischen Schilfrohrträger und Verbretterung gelöst und die eisernen Krampen über eine Distanz von 2,20 m durchtrennt werden.

Das wäre nicht ohne Schäden am Bild möglich gewesen. Alternativen mit massiven Eingriffen in die Verbretterung wurden verworfen. Für die zweite Variante musste das noch fest mit der Decke verbundene Fragment zusätzlich gesichert werden, da die vorhandene Aufhängung hinsichtlich ihrer Tragfähigkeit nicht beurteilt werden konnte. Nachdem hierfür ein neues Befestigungssystem entwickelt wurde, ergab sich aus dieser Variante die Möglichkeit, auch den völlig abgelösten Bildteil ohne neuen Träger an seinem ursprünglichen Platz in gleicher Weise wieder zu befestigen.

In der Ausgangssituation für die Maßnahmen musste die provisorische Abstützung (vgl. Abb. 6) durch eine neue, vom Gerüst unabhängige Ab-



13 Edelstahlspirale beim Einsetzen in die Bohrungen.



14 Edelstahlspirale mit Scheibe und Lüsterklemme.

sprießungskonstruktion ersetzt werden, die es ermöglichte, jeden Bereich getrennt zu öffnen und auf größere Versätze im Bild einzugehen. Zunächst wurden die malereitragenden Putzflächen an allen erreichbaren Stellen durch eine Kaschierung mit temporären Bindemitteln und Baumwollgaze geschützt (Abb. 9). Die Kaschierung sollte Kleinteile vor dem Absturz bewahren und der gesamten Bildfläche durch ihre enorme Zugbelastbarkeit zusätzliche Stabilität geben. Als Grundgerüst für die Absprießung wurden in Abständen von 55 cm Balken (8 cm x 16 cm) unter die Decke gehängt und mit 12mm-Gewindestäben durch den gesamten Deckenaufbau an den historischen Balken verschraubt (Abb. 10). Auf diesen Balken wurden zunächst die konkret gefährdeten Bereiche mit 50 x 65 cm großen Spanplatten und Biodämmstoffmatten abgestützt. Um einzelne Platten zwischen den Balken herausnehmen zu können, wurde der Balkenabstand etwas größer gewählt. Obwohl am nördlichen Teil des Bildes der Kontakt zwischen Putz und Holzträger noch vorhanden war, wurde dieser Teil nach dem gleichen Verfahren abgesprießt.

Die Abnahme der südlichen Bildfläche war notwendig (Abb. 11), da die beachtlichen Verformungen und die enormen Mengen an Schutt und eingerieseltem Isolationsmaterial eine unmittelbare Replatzierung verhinderten. Hierzu musste der Rand des Bildes mit Eisensägeblättern freigesägt und der umgebende Putz entfernt werden. Damit lag der südliche Bildteil mit allen vorhandenen Deformierungen ausschließlich auf der Absprießung. Die sukzessive Entfernung der Keile war erforderlich, um die Bildfläche zunächst plan

15 Skizze zum Montageprinzip der Putzaufhängung.

16 Südliche Bildhälfte beim Wendemanöver.



17 Südliche Bildhälfte vor der Bearbeitung zur Malschichtsicherung.

18 Rückseite der südlichen Bildhälfte mit Bambusarmierung und Befestigungsdrähten vor dem Eingießen.



19 Führungsschläuche für die Aufhängungsdrähte.



legen zu können. Zur weiteren Bearbeitung musste die freiliegende Bildhälfte anschließend auf den Boden der Kirche heruntergelassen werden (Abb. 12). Dies erforderte die Verlagerung der Abspriehung der unbeschädigten Bildhälfte auf die äußeren Balken. Aus den drei unter dem Bild befindlichen Balken und noch zwei weiteren Querhölzern wurde ein starrer Rahmen zusammengefügt, auf dem man das Bild mithilfe von Greifzügen absenken konnte.

Für den in situ verblieben Teil des Deckenbildes (Nordhälfte) wurde ein weiteres neues Befestigungssystem entwickelt. Um die Nachteile einer starren Verschraubung auszuschließen, erfolgte eine Befestigung, die einerseits eine stabile Rückverankerung bot und gleichzeitig laterale Bewegung des Holzes zuließ. Dazu wurde vom Dachboden aus die Verbretterung bis auf die Putzoberfläche durchbohrt. Die Bohrung wurde dann an derselben Stelle mit geringem Durchmesser im Putz bis fast an die Malschicht fortgesetzt. In jedes der Löcher wurde eine Edelstahldrahtspirale mit einem hydraulischen Injektionsmörtel einge-

gossen (Abb. 13). Als Rückverankerung zum Holzträger diente eine Edelstahlscheibe mit 2 mm Innenbohrung, die das Loch im Deckenbrett komplett abdeckte. Die beiden durch die Innenbohrung geführten Drähte wurden mit einer Lüsterklemme (Messing) stramm angezogen (Abb. 14, 15). Auf der Grundlage von Belastungstests für die einzelnen Aufhängungspunkte und das Gewicht der Putzfläche (60 kg/m^2) ließ sich die erforderliche Anzahl der Befestigungen ermitteln. An der abgenommenen Bildhälfte sollte dasselbe Verfahren zur Wiederbefestigung an der Decke

20 Ansicht der Deckenbretter mit den neuen Aufhängungen des Deckenbildes.



verwendet werden. Sie wurde rückseitig von Staub und lösem Putz befreit und die Randbereiche gesichert. Um die Deformierungen und die Verkeilungen der Mörtel zu beseitigen und die Malschichtseite plan legen zu können, mussten rückseitig die Risse keilförmig geöffnet werden. Im nächsten Schritt wurde das Bild mithilfe eines Greifzugs im Sandwich-Verfahren gedreht (Abb. 16). Nach Ablösung der temporären Kaschierung von der Maleroberfläche konnte die durch Stauchungen beschädigte Malschicht gesichert werden (Abb. 17). Zur Rückmontage musste das Paket wiederum mit der Malschicht nach unten gelegt werden.

Die neue Aufhängung sollte ähnlich dem bereits angewendeten Prinzip einer Aufhängung über einzelne Punkte mit Draht, Scheiben und Lüsterklammern funktionieren. Hierzu war es erforderlich, die mehrfach zerbrochene Putzplatte als Ganzes mithilfe von eingefügten Bambusarmierungen und Injektionsmörtel zu stabilisieren. Auf der Mörtelrseite wurden in Richtung der Armierung keilförmig Rillen eingefräst, um die neue Befestigungskonstruktion aufzunehmen. In diesem Fall wurden die Edelstahldrähte nicht einzeln in Bohrlöcher eingesetzt, sondern in gleichen Abständen um Bambushölzer gewickelt und vergossen, um eine bessere Lastverteilung zu gewährleisten (Abb. 18). Als zusätzliche Sicherung der Mörtelrseite erfolgte die Anbringung einer Gewebekaschierung. Zur Vorbereitung der Montage wurde das Bildfragment auf seiner Trägerkonstruktion unter die Decke gezogen und auf den zu Beginn verwendeten Stützbalken abgelegt. Die Trägerkonstruktion konnte entfernt werden. Die Aufhängungsdrähte mussten in vorbereitete Führungsschläuche gezogen werden, um diese an der Deckenkonstruktion befestigen zu können (Abb. 19). Nach Anhebung des Fragments unter die Decke konnte die Bildhälfte mit den Drähten an der Deckenkonstruktion befestigt werden (Abb. 20). Danach ließ sich die gesamte Absprießung entfernen. Nach Abschluss der aufwändigen technischen Sicherung des Deckenbildes kamen die notwendigen Restaurierungsmaßnahmen wie Malschichtssicherung, Reinigung, Kittung und Retusche zur Ausführung (Abb. 21).

Das System zur Wiederaufhängung des absturzgefährdeten Deckenbildes wurde speziell für Zeutern entwickelt und erstmals an diesem Objekt umgesetzt. Dass sich die besondere Problematik auch an anderen Objekten stellen würde, war seinerzeit noch nicht vorauszusehen. Mittlerweile kam das Verfahren jedoch auch an Objekten zum Einsatz, an denen eine vergleichbare Problematik bestand und herkömmliche Verklebungsmethoden aufgrund des Materialgefüges nicht in Frage kamen.

Hans Hangleiter / Leonie Saltzmann



21 Deckenbild nach Abschluss der Restaurierung. Juli 2004.

Literatur:

Hans Rott: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bruchsal (Kreis Karlsruhe), Tübingen 1913.

Eugen Hollerbach: Zeutern in seiner 1200-jährigen Geschichte, Zeutern 1970.

Archiv des katholischen Pfarramts Zeutern.

Dr. Ute Fahrbach-Dreher

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege

Moltkestraße 74

76133 Karlsruhe

Hans M. Hangleiter

Bismarckstraße 13

64 853 Otzberg-Lengfeld

Dr. Dörthe Jakobs

Dipl.-Restauratorin

LDA · Restaurierung

Berliner Straße 12

73728 Esslingen am Neckar

Leonie Saltzmann

Institut für Technologie der Malerei

Birkenwaldstraße 200

790191 Stuttgart

Ortstermin



Memento mori Ein Wandmalerei- fund im ehemaligen Franziskanerkloster in Überlingen

Die ehemaligen Konventgebäude des Franziskanerklosters in Überlingen umschließen nördlich der Klosterkirche zwei geräumige Höfe und stehen mit ihrer langen Außenwand zur Wiestorstraße im Norden unmittelbar auf der inneren Stadtmauer des 13. Jahrhunderts. Die Anfänge des Klosters reichen bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurück. Die Genehmigung eines ersten

Kirchenbaus ist für 1308 belegt, seine Weihe für 1348. Der große Langchor entstand 1494 bis 1519. Nach drei Jahrhunderten reger baulicher Entwicklung brachte der 30-jährige Krieg einen tiefen wirtschaftlichen Einschnitt.

Seit 1658 suchten die Franziskaner mit der Einrichtung einer Lateinschule, wenig später eines Gymnasiums erfolgreich neue Aufgaben und führten diese bis zur Klostersauflösung 1808 fort. Für das gesamte 17. Jahrhundert sind wiederholt kleinere Bau- und Instandsetzungsmaßnahmen bezeugt, jedoch kam es erst von 1700 bis 1713 zur umfangreichen Erneuerung der Konventflügel unter Einbeziehung älterer Bausubstanz. Das 19. Jahrhundert bescherte den Klosterbauten durch Umnutzung zugunsten landesherrlicher Gerichte 1836, des badischen Bezirksstrafgerichts mit zwei Gefängnisstockwerken 1846 und mit der bis heute fortdauernden Einrichtung des spitälischen Altenheims ab 1856 erhebliche bauliche Eingriffe und Teilabbrüche. Auch im 20. Jahrhundert wurden die Klosterflügel immer wieder an die Altenheimnutzung angepasst und weiter überformt. Dabei wurde Mitte der 1990er Jahre an einer Flurwand eine kleine Putzfläche mit spätgotischer Rankenmalerei entdeckt, die offenbar den Umbau nach 1700 überlebt hat.

Die derzeit laufende und schon länger überfällige Modernisierung des Alten- und Pflegeheims wurde gerade wegen der vielschichtigen jüngeren Bau- und Nutzungsgeschichte durch eine sorgfältige Bestandsdokumentation vorbereitet (Stefan Uhl, Bauhistorische Untersuchung 2001, Auswertung der Archivalien durch Anja Krämer; Atelier Marinowitz & Storz, Restauratorische Voruntersuchung, 2001). Sondagen beschränkten sich ausschließlich auf solche Bereiche, in denen das Modernisierungskonzeptes bauliche Änderungen vorsah. Auch mussten sie schon mit Rücksicht auf den Altenheimbetrieb sparsam ausfallen. Bei der Entwicklung des Umbaukonzeptes hatte man zuvor bereits die sehr detaillierten Bestandspläne von 1864 herangezogen, um deren Vorgaben beachten zu können und gegebenenfalls auf heute unter Putz und hinter Verkleidungen an Wänden und Decken verborgene Grundriss- und Baustrukturen Rücksicht nehmen zu können.

Die eigentliche „Feinplanung“ der Modernisierung konnte daher erst nach abschnittsweisem Umzug der Bewohner in einen anderen Gebäudflügel, Abnahme entbehrlicher Wand- und Deckenverkleidungen und der Dokumentation bauhistorischer und restauratorischer Befunde begin-

nen. Im mittlerweile fortgeschrittenen ersten Bauabschnitt fielen diese Befunde jedoch spärlich aus und bestätigten die Gründlichkeit, mit der im 19. Jahrhundert umgebaut worden ist.

Eine Mitteilung wert ist allerdings ein Wandmalereifund, der im zweiten Obergeschoss des kleinen Seitenflügels, der sich an die nördliche Choraußenwand anlehnt, auftauchte. Dieser angebaute Flügel bindet vier der gotischen Chorstrebe Pfeiler der Klosterkirche mit ein. Sie ragen im zweiten Obergeschoss etwa 1,80 m ins Innere des Gebäudes hinein und bilden drei Nischen. Während der östlichste Pfeiler in die Außenwand des Flügels integriert ist, steht der westlich darauffolgende frei im Raum. Nach Abnahme von Wandverkleidungen aus Gipskarton zeigten sich an diesem freistehende Strebe Pfeiler übertünchte Malereifragmente. Auf seiner östlichen Seite war er ursprünglich mit einem groben Kalkmörtel verputzt und ocker gestrichenen, wie an wenigen erhaltenen Farbfragmenten noch zu erkennen ist.

Nach Anbau des Klosterflügels wurde die Oberfläche des nun im Innenraum stehenden Pfeilers mit einer hellen, sehr dünnen Kalkmörtelschicht als Malereiträger überzogen und geglättet. Auf einer weißen Grundierung mit Kalktünche liegt die vermutlich in Kalkkasein-Technik ausgeführte Malerei. In der linken Ecke zur Südwand hin verlaufen die Putz- und Malschichten leicht abgerundet bis zu 1 cm um die Ecke. Die anschließende Wandfläche wurde bei einer der letzten Renovierungen von alten Putzen befreit und neu mit Gips verputzt. Daher lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, ob die Malerei ursprünglich um die Ecke herum weiterlief und auch die Nordseite der Chorwand überzog,

Die erhaltene Wandfläche auf der Ostseite des Pfeilers ist mit einem tiefschwarzen, polygonalen oder Zyklopen-Mauerwerk mit weißen Fugenstrichen bemalt. Im oberen Drittel ist dicht unter der Decke ein Totenschädel über gekreuzten Knochen abgebildet. Drei kleinere Knochenkreuze rahmen den Totenschädel seitlich und unten ein. Darunter sind zwei sich überkreuzende, lang gestreckte Gegenstände gemalt, die als Spieße (Holzschäfte mit Metallspitzen?), Schwertscheiden oder gemalte Bänder gedeutet werden könnten. Die Malerei läuft oben ohne Schäden am alten Deckenbalken aus. Ob diese Darstellung für sich alleine stand, Hintergrund und Einrahmung eines Epitaphs oder eines davor stehenden Altares war oder in sonstigem Bezug zur ehemaligen Raumnutzung stand, hätte allenfalls durch eine großflächige Freilegung der Wand eingegrenzt werden können. Im Bestandsplan von 1864 wird dieser Raum als Vorratskammer ausgewiesen, während die Räume in den beiden dar-



unter liegenden Geschossen bis heute als Sakristei und Aufgang zur Empore hinter dem Hochaltar dienen. Welche Funktion dem Raum im zweiten Obergeschoss zur Klosterzeit zugewiesen war, erschließt sich bis heute nicht.

Da der Raum als Musterzimmer für den späteren Ausbaustandard des Alten- und Pflegeheims herzurichten war und diese Arbeiten keinen Aufschub duldeten, beschränkte man sich darauf, nur die Teilbereiche mit konkreten bildlichen Darstellungen freizulegen, bei welchen sich die überdeckenden Kalktünchen problemlos von der Malerei lösten. Der sichtbar gewordene Bestand wurde sorgfältig dokumentiert. Eine Konfrontation des zukünftigen Bewohners mit dem Totenschädel an der Wand oberhalb seiner Bettische schied von Anfang an aus. Alle nachfolgenden Arbeiten wurden deshalb darauf ausgerichtet, den interessanten Befund zu sichern, die zukünftige Wandverkleidung für Besichtigung und Revision offenbar herzustellen und langfristig hinter der Schale ein verträgliches Klima zu gewährleisten.

Nach dem Auffinden der Malerei wurden zuerst konservierende Maßnahmen getroffen. Lose Bereiche, vor allem entlang der Elektroschlitz wurden mit Ledan D1 hinterspritzt und gefestigt. Sämtliche Elektroleitungen, Nägel und Schrauben sowie frühere Ausbesserungen mit Gips wurden entfernt. Die Kabelschlitze und Ausbrüche wurden mit Kalksandmörtel geschlossen, um die gefährdeten Putzränder einzubinden. Nach der fotografischen Dokumentation wurde die Wandfläche in einem Abstand von ca. 25 cm mit Gipskartonplatten auf vorgebauten Metallschienen verkleidet, die im Bereich der Malerei ohne großen Aufwand wieder abgenommen werden können. Auf den Platten wurde ein Hinweis auf die verdeckte Malerei angebracht, der vor allem Handwerker rechtzeitig informieren soll. Die ausreichende Hinterlüftung der Wand ist gewährleistet. Zudem

verläuft im Bodenbereich ein ungedämmter Zu- und Rücklauf der Heizung mit einer Wärmeabgabe von ca. 25 Watt pro laufenden Meter. Memento mori- oder Vanitas-Darstellungen sind im barocken kirchlichen wie klösterlichen Umfeld häufig anzutreffende Motive. Maltechnik und Malweise des aufgefundenen Bildfragmentes erlauben jedoch alleine noch keine sichere zeitliche Einordnung, zumal genauere Hinweise auf die Funktion des Raumes zur Zeit der Franziskaner fehlen. Die Wandmalerei könnte in den Zeiten vermehrter Bautätigkeit zwischen 1618 und 1634, aber auch erst mit dem umfänglichen Neubau nach 1700 entstanden sein. Wir hoffen daher auf Anregungen der geneigten Leserschaft zur Deutung des Fundes.

Die auf die Vergänglichkeit des Irdischen hinweisende Darstellung ist jetzt in ihrem überlieferten Bestand konserviert. Sie lässt aber noch deutlich erkennen, dass auch sie nicht von Verfall und Zerstörung verschont blieb, was von Andreas Gry-

phius in seinem programmatisch betitelten Gedicht „Vanitas! Vanitatum Vanitas“ so beschrieben wird:

*Die Herrlichkeit der Erden
Muss Rauch und Asche werden,
Kein Fels, kein Erz kann stehn.*

*Dies, was uns kann ergötzen,
Was wir für ewig schätzen,
Wird als ein leichter Traum vergehn.*

Udo Storz
Brauneggerstraße 64–66
78462 Konstanz

Dipl.-Ing. Volker Caesar
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen

Mitteilungen

Besichtigung von Bauerngärten im Thurgau am 18. September 2003

Dicht gedrängt standen sie am Zaun des mit Buchsbaumhecken gegliederten Bauerngartens der Familie Strasser in Nussbaumen, Junge und Alte, bäuerlich und städtisch gekleidete Menschen, eine ungewöhnliche soziale und altersmäßige Mischung aufmerksamer und interessierter Zuhörer. Eingeladen zur Gartentour hatte das kantonale Denkmalamt Thurgau in Zusammenarbeit mit dem Landwirtschaftlichen Berufsbildungs- und Beratungszentrum Arenenberg. Frau Sendner-Rieger, die Leiterin der kantonalen Denkmalpflege, erzählte einleitend, dass Blumen- und Gemüsegärten früher zu jedem Bauernhaus gehört hätten, dass im Garteninventar für den Thurgau noch 270 Bauerngärten aufgezählt werden, dass davon aber nurmehr rund 90 Gärten in Blüte stehen. (Dieses Garteninventar wurde mit ICO-MOS-Geldern und freiwilligen Helfern für die gesamte Schweiz erstellt). Es geht Frau Sendner-Rieger darum, diese Bauerngärten zu erhalten und durch Öffentlichkeitsarbeit dazu beizutragen, dass brachliegende Gärten wieder gepflegt werden oder auch dass neue Gärten angelegt werden. Das ist nicht durch gesetzliche Auflagen zu erreichen, sondern nur durch das Engagement und die Arbeit der Besitzer. Deswegen setzt man im Thurgau nicht auf den gesetzlichen Schutz dieser Gärten, stattdessen wird Öffentlichkeitsarbeit betrieben. Folgeexkursionen und für das Jahr 2005 eine Publikation über Bauerngärten wurden angekündigt.

„In unserer Gegend fing alles mit den Gärten der Kloster Reichenau und St. Gallen an“. Die Führung übernahm der Landschaftsarchitekt Daniel Brogle. Nach einer kulturgeschichtlichen Einführung über die Vorbilder der heutigen Bauerngärten, die historischen Kenntnisse über verschiedene Gemüsesorten und Ausführungen über die Bedeutung der Bauerngärten für den Erhalt historischer Pflanzen und die Artenvielfalt durch den Tausch von Pflanzen und Samen unter den Bäuerinnen, wurden drei Gärten in Nussbaumen, Hüttwilen und Gündelhart vorgestellt.

Ausgesucht worden waren sie nach gartenbaulichen Aspekten, die eng mit den sich wandelnden Lebenssituationen ihrer Gärtnerinnen zusammenhängen – die Blumen und Gemüsegärten gehören zum traditionellen Aufgabenbereich der Bäuerinnen. Frau Rosa Strasser hatte ihren Garten 1970 zur Selbstversorgung für eine große Familie und Personal angelegt, ursprünglich die



ganze Fläche fast nur mit Nutzpflanzen besetzt, und erst als der Bedarf zurückging, die heutige Unterteilung in einen Ziergarten mit Buchs und Blumen sowie rückwärtigen Gemüse- und Beerenbeeten geschaffen. In Hüttwilen hat eine berufstätige Mutter dreier Kinder und Nebenerwerbsbäuerin gezeigt, wie sie ihren Garten als in der Pflege einfachere Mischkultur anlegt, wo Blumen und Nutzpflanzen nebeneinander gedeihen und im Wechsel der Jahreszeiten immer etwas anderes blüht und Frucht trägt, bereits Verblühtes wird daneben geduldet. In Gündelhart wachsen auf relativ kleiner Fläche Gemüse, Blumen und Beeren ohne die Ordnung eines klassischen Bauerngartens nebeneinander. Der Vollerwerbslandwirtin mit Selbstvermarktung und Mutter von vier Kindern bleibt wenig Zeit. Sie betreibt ihren Garten, um wenigstens in Teilen frisches Gemüse für den eigenen Bedarf zu haben und weil sie das Wissen an ihre Kinder weitergeben will. Motivation zur Arbeit im Bauerngarten sollte vermittelt werden, und so gesehen war die Exkursion ein voller Erfolg. Schmunzelnd haben die Teilnehmer zusehen können, wie beim ersten Garten der Ehemann von Frau Strasser, der ihrer Gartenarbeit fast 35 Jahre lang nicht so die rechte Beachtung geschenkt hatte, im Laufe der Besichtigung vor Stolz auf das Werk seiner Frau zu glühen und alles mit ganz anderen Augen zu sehen begann. Aber auch die Vernetzung der Frauen untereinander begann sofort. Bei den Gesprächen am Rande oder bei der Fahrt von einem Garten zum anderen stellte sich heraus, dass die meisten Teilnehmerinnen erfahrene Gärtnerinnen waren, selbst einen Bauerngarten betrieben und begannen, Ratschläge untereinander auszutauschen. Eine Frau hatte Pflanzen, die im eigenen Garten zu üppig gediehen und reduziert werden mussten, zum Verschenken mitgebracht.

Petra Wichmann

Spurensuche – Archäologische Entdeckungen auf den Fildern

Ausstellung anlässlich des zehnjährigen Jubiläums des Volunteer-Projektes in Leinfelden-Echterdingen

Seit 1995 bietet der Stadt seniorenrat Leinfelden-Echterdingen im Rahmen eines Volunteer-Projektes des Landkreises Esslingen und in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg archäologische Ausgrabungen in den „Zeiläckern“ auf Gemarkung Stetten an. Das in der kommunalen Seniorenarbeit angebotene Projekt, archäologische Ausgrabungen unter der wissenschaftlichen Leitung des Landesdenkmalamtes im ehrenamtlichen Engagement durchzuführen, entwickelte sich rasch zu einer attraktiven und sinnvollen Betätigung. So konnte bereits 1998 eine Sonderausstellung über die Tätigkeit der Volunteer-Gruppe gezeigt werden.

Waren anfänglich die Vorkenntnisse und Erfahrungen mit der Archäologie bei den Teilnehmern unterschiedlich ausgeprägt, so konnte alsbald ein für Laien ungewöhnlich hoher Standard erreicht werden. Die Freiwilligengruppe besteht inzwischen aus vier Frauen und 24 Männern im Alter von 60 bis 89 Jahren. Bei den jährlichen, jeweils mehrwöchigen Kampagnen waren 8 bis 14 Personen aktiv am Grabungsgeschehen beteiligt. Von Anfang an bemühte sich die Gruppe auch um eine Akzeptanz des Projektes in der Öffentlichkeit und um eine Vermittlung vor- und frühgeschichtlicher Zusammenhänge für Außenstehende mittels Führungen vor Ort und einer ersten Ausstellung 1998.

In den Grabungsflächen der „Zeiläcker“ bei Stetten kamen in einer ungewöhnlichen Dichte und

Vielfalt archäologische Zeugnisse zum Vorschein, die einen Zeitraum von 6000 Jahren umspannen. Die ältesten im Boden verborgenen Geschichtsquellen stellen bandkeramische Siedlungsfunde der ersten Ackerbauern und Viehzüchter dar, die auf den Fildern fruchtbare Lössböden vorfanden. Siedlungsreste der Hallstatt- und Latènekultur, insbesondere eine bislang unbekannte Viereckschanze, erweitern das Bild einer alten, dicht besiedelten Kulturlandschaft. Auch die römische Zivilisation hat in Gestalt eines Gutshofes ihre Spuren hinterlassen. Belege für eine frühe Landnahme und eine zügige Wiederbesiedlung des Landes nach dem Ende der römischen Herrschaft und den Wirren der Völkerwanderungszeit sind frühalamannische Siedlungsgruben und einige ältermerowingerzeitliche Gräber des 5. Jahrhunderts n. Chr., darunter eine Pferdebestattung. Das bislang jüngste archäologische Zeugnis ist ein alamannisches Steinplattengrab des 7. Jahrhunderts in der Ruine des römischen Gutshofes. Pferdegrab und Steinplattengrab wurden von Mitarbeitern der Gruppe als Originalbefund restauriert und konserviert.

Anlässlich der zehnjährigen Tätigkeit und der interessanten Funde und Befunde zog man in die-



sem Jahr Bilanz in Form der Ausstellung „Spurensuche – Archäologische Entdeckungen auf den Fildern“, die in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Leinfelden-Echterdingen und dem Landesdenkmalamt Esslingen entstand. (Heimattmuseum der Stadt Leinfelden-Echterdingen vom 26. 3. bis 13. 2. 2005). Parallel zur Ausstellung fand eine Reihe von archäologischen und naturwissenschaftlichen Fachvorträgen zur Archäologie auf den Fildern statt.

Neben der Präsentation herausragender Funde und Befunde aus zehn Grabungskampagnen widmet sich ein weiterer Teil der Ausstellung den früheren archäologischen Forschungen und Erkundungen auf der Gemarkung und vor allem der Darstellung zeitgemäßer Grabungs- und Dokumentationstechniken in anschaulicher, allgemein verständlicher Form. Eine ungewöhnliche Fotodokumentation zu herausragenden Exponaten und

Befunden rundet das Ausstellungskonzept ab. Die ehrenamtlich tätigen Senioren haben sich eine nicht alltägliche Aufgabe zum Ziel gesetzt, die interessante Aufschlüsse zur Geschichte der westlichen Filderebene geleistet hat und darüber hinaus auch ein besseres Verständnis der praktischen archäologischen Denkmalpflege in der Öffentlichkeit fördert.

Dr. Claus Oeftiger

LDA · Archäologische Denkmalpflege

Berliner Straße 12

73728 Esslingen am Neckar

Silberne Halbkugel des Deutschen Preises für Denkmalschutz 2004

Preisträger ist die Schüler-AG MINIFOSSI in Schopfheim (Kr. Lörrach)

Die Anfänge der Schüler-AG MINIFOSSI der Friedrich-Ebert-Schule in Schopfheim liegen bereits etwa zwanzig Jahre zurück. Im Rahmen der Projekt-tage im Schuljahr 1982/1983 wurde von Herrn Werner Störk, Lehrer an der Friedrich-Ebert-Schule, ein Projekt angeboten, bei dem im Altrhein mit Erfolg das „legendäre Rheingold“ gewaschen wurde. Es folgten weitere Kampagnen in verschiedenen Schwarzwaldflüssen. Andere dienten der Erkundung von Mineralien und Fossilien. Hieraus entwickelten die Schüler auch den Namen ihrer Projektgruppe. Bereits in dieser Entstehungszeit der Arbeitsgemeinschaft war es ein wesentliches Anliegen von Projektleiter W. Störk, die Aktivitäten der Schüler weg von dem bloßen Abenteuer der Schatzsuche zu einer Verknüpfung von naturkundlichen, heimatgeschichtlichen und sozialgeschichtlichen Fragestellungen zu führen. Mithilfe aller einer Schule zur Verfügung stehenden modernen Medien lernten sie die Verbindungen zu Fachinstitutionen wie Geologisches Landesamt und Landesbergdirektion, zu Universitätsinstituten usw. und zur interessierten Öffentlichkeit herzustellen.

Erstmals 1995 knüpfte die Arbeitsgemeinschaft engere Kontakte mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologie des Mittelalters, als sie sich der Erforschung des „Kreuzfelsens“, auch „Schatzstein“ genannt, bei Todtnauberg (Stadt Todtnau, Kr. Lörrach) in unmittelbarer Nähe der Wasserfälle zuwandte. Es gelang, für die zahlreichen in den Felsen eingeritzten „geheimnisvollen“ Symbole eine plausible Deutung als historische Vermessungsmarken für den spätmittelalterlichen/frühneuzeitlichen Silberbergbau in dem Hochtal zu erbringen.

1997 wurde ein neues Projekt zur Erforschung der mittelalterlichen Glashütten, insbesondere auf der Gemarkung Gersbach (Stadt Schopfheim, Kr. Lörrach), in Angriff genommen. Bereits bekannte und mithilfe von Flurnamen, topografischen Merkmalen, Lesefunden oder mündlichen Überlieferungen erschlossene Hüttenstandorte wurden kartiert, vermessen und dokumentiert. Anders als bei den meisten „Fachkundigen“ üblich, wurde das Augenmerk auch auf die Infrastrukturen wie Standorte von Kohlenmeilern, Wasserkanäle, so genannte Wuhre, ehemalige Stauweiher, alte Wegstrukturen usw. gelegt. So konnte für das Untersuchungsgebiet ein umfassendes Bild dieses für den Schwarzwald ehemals so wichtigen Gewerbes erstellt werden.

Seit dem Winter 2002/2003 ist die Erfassung und Dokumentation von barocken Schanzanlagen aus der Zeit der „Franzosenkriege“ auf den Schwarzwaldhöhen über dem Wiesental ein weiteres Projekt. Diese werden kartiert, beschrieben, vermessen und dokumentiert. Mittlerweile besteht ein intensiver Informationsaustausch mit der Archäologie des Mittelalters und der Inventarisierung, um auch das Ortsaktenarchiv für das Projekt zu erschließen. Selbstverständlich werden historische Karten und auch andere Archivalien ausgewertet. Die Arbeitsergebnisse werden bei Geländebegehungen gemeinsam diskutiert. Dabei geht es nicht nur um die markanten und teilweise bereits in Karten erfassten „Sternschanzen“, „Redouten“ usw., sondern auch um zahlreiche, meist nicht beachtete Gräben, Wälle, Hohlwege, die zumeist nur kurzfristigen Kriegshandlungen dienten. So entsteht allmählich ein plastisches Bild der dramatischen Vorgänge des 17. und 18. Jahrhunderts an diesem wichtigen Verkehrsweg in und über den Schwarzwald.





Marktgetümmel unterm Götterhimmel Eine römische Kleinstadt im Zabergäu

Museum der Stadt Lauffen am Neckar
Im Klosterhof
74348 Lauffen am Neckar
Tel. 0 71 33 / 1 22 22 oder 07 12 33 / 58 65
Stadtverwaltung Lauffen: Tel. 0 71 33 / 1 06 10

Eine Ausstellung des Museums Lauffen am Neckar in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg
Öffnungszeiten
Samstag 14 bis 17 Uhr
Sonntag 10 bis 17 Uhr

Bis zum 23. Januar 2005 verlängert

Rund 30 Gebäude einer römischen Zivilsiedlung wurden bei den jüngst abgeschlossenen großflächigen Ausgrabungen in Güglingen, Kr. Heilbronn, untersucht. In der Kleinstadt, die ein wirtschaftliches Zentrum für zahlreiche Gutshöfe in der Umgebung darstellte, lebten wohlhabende Händler und Handwerker.

Neben einer großen Zahl an Funden aus dem Alltagsleben der Bevölkerung sind vor allem Zeugnisse römischer Religionsausübung ungewöhnlich zahlreich vertreten. Zu den herausragenden Stücken gehört eine fast lebensgroße Sandsteinskulptur des Gottes Hercules.

Im Mittelpunkt der Ausstellung, deren Aufbau einer römischen Streifenhausbebauung nachempfunden ist, stehen neben Siedlungsfunden und religiösen Steindenkmälern auch beeindruckende Architekturteile, unter anderem auch die Rekonstruktion eines Steinkellers in Originalgröße.

Traum und Wirklichkeit Vergangenheit und Zukunft der Heidelberger Schlossruine

Ottheinrichbau
Schloss Heidelberg
16. April bis 17. Juli 2005
Öffnungszeiten
Dienstag bis Samstag 10–17 Uhr
Donnerstag bis 20 Uhr

Eine Ausstellung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Vermögens- und Hochbauamt Mannheim, den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg und dem Landesarchiv Baden-Württemberg, Abteilung Generallandesarchiv Karlsruhe. Die Ausstellung ist Auftakt einer Reihe von Veranstaltungen und Ausstellungen im Jahr 2005, die



Über ihre Unternehmungen haben die MINIFOSSIS in verschiedenen Aufsätzen berichtet und auch auf Ausstellungen ihre Ergebnisse vorgestellt. Umfassend über ihre Aktivitäten orientiert ihr Internet-Auftritt: <http://minifossi.pcom.de>

Die Arbeitsgemeinschaft bemüht sich darüber hinaus um die Instandhaltung der Anlagen, indem z. B. illegale Schutt- und Müllablagerungen abtransportiert werden. Schließlich wird zurzeit mit örtlichen Institutionen ein Konzept für Informationstafeln sowie eine Wanderroute erarbeitet. Vor allem durch die beiden letztgenannten Projekte hat die Schüler-AG MINIFOSSIS gemeinsam mit ihrem Betreuer Werner Störk sich als ernsthafter und hilfreicher Partner der Denkmalpflege erwiesen. Sie liefert neue Grundlagen für die archäologische Regionalforschung. Auch weckt sie das Interesse der Öffentlichkeit für diese Kulturdenkmale und das Verständnis für die breit gefächerten Anliegen der Denkmalpflege. Seit 1995 haben sich mittlerweile viele Dutzend Schüler mit diesen Themen befasst und offensichtlich viel Freude dabei gefunden. Sie haben gelernt, zwischen Schatzsuche, Raubgräberei sowie verantwortlicher Forschung und Denkmalpflege zu unterscheiden. Viele von ihnen werden dies sicher auch als Erwachsene weitertragen.

Die Verleihung der Silbernen Halbkugel an die MINIFOSSIS erfolgte am 29. 11. 2004 in Saarbrücken.

Dr. Peter Schmidt-Thomé
LDA · Archäologie des Mittelalters
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau



Buchbesprechung

Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau. I. Nördlicher Teil: Halbband A–K.

Hrsg. von Alfons Zettler und Thomas Zotz. Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland Band 14. Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2003. 255 Seiten Text mit 119 Abbildungen, 1 Beilage. ISBN 3-7995-7364-X. 69 Euro.

Von dem früheren Freiburger Mediävisten Karl Schmid als multidisziplinäres Forschungsvorhaben eingerichtet und im Rahmen der Zähringer-Ausstellung 1986 einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht, steht das Inventar der Burgen im Breisgau, das am Historischen Seminar (Abteilung Landesgeschichte) der Universität Freiburg, auch in enger Zusammenarbeit mit der Mittelalterarchäologie des Landesdenkmalamtes, bearbeitet wird, nunmehr vor seinem Abschluss. Aus dem Untersuchungsgebiet, das die oberrheinische Tiefebene rechts des Flusses zwischen Basel und Herbolzheim bis zu den angrenzenden Schwarzwaldhöhen umfasst, ist von den geplanten vier Bänden der hier anzuzeigende 1. Teil der nördlichen Gebietshälfte erschienen; der 2. Halbband befindet sich in der Druckvorbereitung. Und auch die Arbeiten für die Anlagen im südlichen Breisgau – nämlich die Kreise Breisgau-Hochschwarzwald (südlicher Teil), Lörrach sowie Waldshut – sind inzwischen offenbar auch so weit vorangeschritten, dass man wohl in naher Zukunft mit der Publikation rechnen darf.

Der 255 Seiten starke, von Alfons Zettler (Universität Dortmund) und Thomas Zotz (Universität Freiburg) als den beiden Projektleitern betreute Band versammelt – in alphabetischer Reihung (bis zum Buchstaben K) nach den Orten, auf deren Markung sie liegen – insgesamt 60 Burgställe aus den Kreisen Emmendingen, Freiburg-Stadt und nördlicher Breisgau-Hochschwarzwald. Als Verfasser der einzelnen Burgenartikel, die in einigen Fällen geradezu den Umfang eines kleinen Aufsatzes annehmen, zeichnen insgesamt 17 Autoren. Neben den vielen Adelssitzen, deren historische Rolle im Wesentlichen auf das nähere Umfeld ihres Standortes beschränkt blieb, enthält dieser Band auch mehrere Burgen, die eine landesgeschichtliche Bedeutung erlangt haben: Zu nennen wären etwa die „Wiesneck“ bei Buchenbach, die „Hochburg“ bei Emmendingen, der Freiburger „Schlossberg“, die Burg „Zähringen“ bei Gundelfingen oder auch die Breisacher Burgen. Die Anlagen werden in einem ersten Kapitel hin-

aus Anlass des hundertsten Jubiläums des „Handbuches der Deutschen Kunstdenkmäler“ von Georg Dehio durch die Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland initiiert wurde.

Thema dieser Ausstellung ist die Debatte um den Wiederaufbau des Heidelberger Schlosses im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert. Anlass des Streites waren Erhaltungsprobleme an der Schlossruine seit den 1860er Jahren und damit verbunden die Frage nach dem weiteren Vorgehen. Nach der Wiederherstellung des Friedrichsbaues durch Carl Schäfer und der anschließend von ihm geplanten Rekonstruktion des Ottheinrichbaues entbrannte die Diskussion erneut und erregte überregionales Interesse.

Mit der Debatte auf dem 6. Tag für Denkmalpflege 1905 in Bamberg fand die Diskussion dann ihren vorläufigen Abschluss.

Die Entscheidung für die Konservierung des vorgefundenen Zustandes und gegen die historisch kaum abgesicherte Rekonstruktion war ein wesentlicher Meilenstein in der modernen Denkmalpflege.

Die Ausstellung beschäftigt sich mit den Voraussetzungen, dem Verlauf und den Hintergründen dieser Debatte, thematisiert aber auch den Umgang mit dem Schloss in den letzten hundert Jahren und die heutige Situation.

Im Rahmen der Ausstellung wird am 8. und 9. Juni 2005 ein Kolloquium stattfinden.

Nähere Informationen:

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
E-mail: Inken.Gaukel@lda.bwl.de



*Burgstelle beim Salzhof
in Breisach-Gündlingen,
1981.*

sichtlich ihrer Lage und der noch ablesbaren Geländebeefunde, ggf. auch mit ihren sichtbaren baulichen Resten vorgestellt. Es folgt eine ausführliche Darstellung der Geschichte jeder Burg und des mit ihr verbundenen Ortes. Wenn auch die eingehende Beschreibung der Herrschafts- und Besitzverhältnisse in einer Siedlung einen hohen Wert für die historische Forschung hat, so kann eine solche Materialsammlung in einer als Burgenkatalog konzipierten Darstellung dann durchaus zu Redundanzen führen, wenn darunter ein Bezug zum dortigen Burgstall kaum noch durchscheint oder wenn am Ende gar die Frage nach Existenz und Standort einer vermuteten Burg unbeantwortet bleiben muss. Eine Bibliografie, die die einschlägige orts- und objektbezogene historische Literatur komplett berücksichtigt, steht am Ende eines jeden Artikels.

Die Texte werden in der Regel durch einen Ausschnitt aus der TK 25, vielfach ergänzt durch die DGK oder ältere Gemarkungskarten, historische Ansichten und Pläne sowie auch Luftbilder, von denen einige aber den Blick doch sehr summarisch auf Wälder, Höhen und Täler richten (z.B. 34, 40, 44, 87), durchgehend schwarz-weiß illustriert; bei den modernen Karten wünschte man sich den Vermerk des Ausgabejahres. Die Kartierungen können das Informationsbedürfnis des Lesers nicht immer ganz zufrieden stellen: so etwa dann, wenn der Ausschnitt auf die Maße eines Sammelbildchens reduziert ist und keinen Blick auf die Siedlungstopografie eines größeren Raumes erlaubt, innerhalb dessen sich die Burg erhebt; oder wenn man die genaue Lokalisierung einer besprochenen Anlage sucht, auf der Karte aber keine Angabe findet bzw. sich mit mehreren einschlägigen Flurnamen konfrontiert sieht, die ei-

ne klare Festlegung weitläufig umgehen (z.B. Bötzingen, „Kranzenau“; Bleichheim, „Kastenbuck“; Broggingen); endgültig ratlos wird man, wenn es zu einem markierten Gewinn heißt („Steinbühl“ bei Denzlingen), es sei „nicht nachvollziehbar“, worauf sich der Name beziehe (S. 90).

Daten und Nachrichten werden durch das sorgfältige Zitieren der benutzten gedruckten Quellenangaben bzw. der Sekundärliteratur differenziert belegt und somit auch problemlos nachprüfbar. Ungedrucktes Archivmaterial hat man in der Regel (aus zeitlichen Gründen?) nicht recherchiert. Deshalb werden künftige Forschungen bei einer systematischen Auswertung der archivischen Überlieferung, beispielsweise von Berainen, von Rechnungsbüchern oder von Verkaufsurkunden und Lehenbriefen, zumindest für das ausgehende Mittelalter und die frühe Neuzeit – und damit für eine Phase, in der zwar viele der Adelsburgen ihre Funktion endgültig verloren haben, aber in ihrem baulichen Erscheinungsbild zunächst noch weitgehend ablesbar geblieben sein dürften, immer wieder Kenntnislücken schließen können. Für nur wenige Anlagen dieses Bandes – zu nennen sind Amoltern, die „Bürg“ bei Endingen, „Zähringen“, der „Kybfelsen“ bei Günterstal, die „Sponeck“ bei Jechtingen oder der „Edelberg“ bei Kiechlingsbergen – stehen wegweisende archäologische Befunde und Funde ergänzend zur Verfügung; die Reliefplatten im Fundgut der Burg bei Keppenbach (Freiamt) mit ihren Ornamentmustern und figürlichen Darstellungen sind, wenn man das Untersuchungsgebiet dieses Bandes betrachtet, fast schon singuläre Zeugen für ein Oberschichtliches Milieu in den Wohnräumen der Burgen. Fundaufsammlungen bei systematischen Begehungen im Zuge der Katalogbearbeitung konnten im Allgemeinen die aus den Schriftquellen bekannte oder vermutete Nutzungsdauer des jeweiligen Burgstalls bestätigen. Fallweise lieferte die Luftbildarchäologie wichtige Hinweise zur Lokalisierung und zur Beschreibung verschollener Anlagen (vgl. Wasserburg „Alzenach“ bei Gündlingen).

Die Einführung in den Katalog (S. IX–XXXII) beschäftigt sich auch kurz mit den politischen Strukturen und Kräften, die entscheidend auf die Entstehung und auf die zu einem großen Teil von zähringischen und bischöflich-baslerischen Ministerialen getragene Verbreitung der mittelalterlichen Adelsburg in dieser Region eingewirkt haben; dass schließlich auch Familien aus dem städtischen Patriziat, vor allem die Freiburger Snewlin oder Malterer, an dieser auf Burgen gestützten Ausübung von Herrschaft Anteil hatten, entspricht den Abläufen in anderen Gebieten, so im Umland der Reichsstädte Rothenburg und Schwäbisch Hall. Es folgen einige grundsätzliche Überlegungen zur mittelalterlichen Burg als Sitz einer adeligen

Familie. Man geht auf die Anfänge und die frühe Entwicklungsphase dieser festen Häuser im 10. und frühen 11. Jh. ein, als deren eine Wurzel ehemalige Pfalzen und Königshöfe (z.B. Kirchen bei Lörrach oder Sasbach) namhaft gemacht werden. Dagegen kommen die Entwicklungen des Burgenbaus im späten Mittelalter, als sich mit dem Haus Habsburg eine neue weltliche Vormacht im Breisgau etabliert hatte, und Formen der Rezeption von Burganlagen in der frühen Neuzeit, wie sie fallweise in einem festungsmäßigen Ausbau oder im Umbau zu einem Residenzschloss manifest werden, an dieser Stelle nicht mehr zur Sprache. Erst in einem späteren Band wird möglicherweise das Problem erörtert werden, ob sich für einzelne Burgen – man denkt z.B. an Keppenbach, „Falkenstein“ oder die „Birchiburg“ bei St. Ulrich – ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen der Burgherrschaft oder gar der Gründung einer Burg und dem Zugriff auf die Rohstoffe in benachbarten Bergbaurevieren erkennen lässt.

Am Ende der Einleitung steht ein Abkürzungsverzeichnis für die am häufigsten zitierten Quellen und Darstellungen. Bei den Quelleneditionen sollte man zum Wartmann'schen St. Galler Urkundenbuch auch die ab Band 3 als „Chartularium Sangallense“ von Otto Clavadetscher seit 1983 neu bearbeitete Ausgabe der Urkunden des Steinachklosters vom Jahr 1000 an hinzufügen; sie ist fallweise in den Artikeln auch herangezogen worden. Eine Konkordanz der Burg- und Ortsnamen, die allerdings auf die Objektbezeichnungen in den Artikeln nicht immer sauber abgestimmt wurde, ist den Einzelbeschreibungen vorangestellt. Ein Glossar hat man vielleicht zusammenfassend für den letzten Band des Inventars eingeplant. Suchen würde dort mancher Leser sicher auch den *notbruoeder* (S. 95), bei dem es sich in der spätmittelalterlichen Terminologie um den gerichtlichen Vertreter einer geistlichen Körperschaft handelte, oder den *Pariagium*-Vertrag (S. 54) als Bezeichnung für jene Rechtsgeschäfte, bei denen die Abtretung von Einkünften durch einen kirchlichen Amtsträger und im Gegenzug die Schutzzusage eines mächtigen Laien für Besitz und Rechte des geistlichen Vertragspartners vereinbart wird. Zwar nicht glossar- aber doch gewöhnungsbedürftig ist der Begriff des „ungelochten Buckelquaders“ (S. 26).

In den Katalog sind auch mehrere Plätze aufgenommen, für die jeder Nachweis einer Burg fehlt („Burghalde“ bei Ihringen, Katzenmoos, „Teufelsburg“ bei Kiechlingsbergen, „Burghalde“ bei Kollnau). Vielleicht wäre es die bessere Lösung gewesen, solche Kandidaten aus der Liste der eindeutig bezeugten Burgstellen herauszunehmen und separat zu verzeichnen. Es bleibt zu hoffen, dass im folgenden Band eine Übersichtskarte, auf

der sich der Leser mit einem Blick über den gesamten Bestand und die Verteilung der Burgen informieren kann, diesem Problem durch eine entsprechende Signierung abhelfen wird. An mehreren Orten war es trotz aller Bemühungen bei der Sichtung der Quellen und der Auswertung der Geländebefunde nicht möglich, die Frage der früheren Existenz einer Burg zu entscheiden (vgl. z.B. Bickensohl, Biengen, Denzlingen-Maurach, Forchheim); dort wird sich eine Antwort bestenfalls wohl nur noch auf archäologischem Wege finden lassen. Doch kann auch die Lektüre der bekannten schriftlichen Quellen im einen oder anderen Fall Klarheit verschaffen: So ergibt sich aus dem im Tennenbacher Güterbuch wiederholt gebrauchten *gasalium* (*casalium*) seu *oppidum*, dass damit keineswegs eine befestigte Anlage bezeichnet wird, die in einem Burgenkatalog diskutiert zu werden braucht (S. 248), sondern dass damit eine dörfliche oder meist weilerartige Siedlung angesprochen wird. Gleichermäßen ist dort auch der Begriff der *grangia* so eindeutig zugeordnet, dass es keinen Anlass gibt, für den als *casalium* seu *oppidulum* titulierten Ort Burg bei Kirchzarten das einstige Bestehen einer „befestigten Grangie“ der Tennenbacher Zisterzienser ins Spiel zu bringen (S. 81).

Solche Anmerkungen wollen aber keineswegs den Blick darauf verstellen, dass mit diesem Band ein erstes wichtiges Etappenziel auf dem Weg zu einem Standardwerk über die mittelalterlichen Burgen im Breisgau erreicht ist. Für die landesgeschichtliche und burgenkundliche Forschung im deutschen Südwesten, aber auch für jeden, der an der Heimatgeschichte in diesem Gebiet interessiert ist, wird dieses schließlich vierbändige Burgen-Inventar als ein unverzichtbares Repertorium dienen. Nimmt man die 2003 erschienene, geografisch aber enger gefasste Untersuchung von Jutta Klug-Treppe über die „Hallstattzeitlichen Siedlungen im Breisgau“ oder die jüngst auf einem Kolloquium in Freiburg vorgetragenen Ergebnisse zu Höhenstationen zwischen Antike und Mittelalter auch aus dieser Region ergänzend hinzu, so verfügt man für den Breisgau über umfangreiches Material zu Anlagen aus vor- und frühgeschichtlichen Perioden und bis zum Mittelalter, die in einer Räume dominierenden Schutzlage errichtet worden sind, sodass auf dieser Basis nicht zuletzt auch epochenübergreifende Fragen zu deren Genese und Funktion, fallweise aber auch zur Siedlungskontinuität diskutiert werden können. Für andere Regionen sollte dieser Katalog nach Form und Inhalt Exempel und Anlass sein, ähnliche Projekte zu konzipieren und – mit einem langen Atem – zu verwirklichen.

Alois Schneider

Neuerscheinung



Eine neue Reihe
zur Landesdenkmalpflege

Michaelskirche Burgfelden

Mit Beiträgen von D. Jakobs, A. Kottmann,
H. F. Reichwald, E. Schmidt, P. Volkmer.
Kulturdenkmale in Baden-Württemberg 1.
Beuroner Kunstverlag Josef Fink, Beuron/Linden-
berg 2004.
84 Seiten, 83 Abb., 1 Klapptafel. Preis 9.80 Euro.
ISBN 3-89870-196-4

In der neuen Reihe „Kulturdenkmale in Baden-Württemberg“ soll über bemerkenswerte Kulturdenkmale im Lande und deren denkmalpflegerische Betreuung informiert werden. Mit ihrem handlichen Format können die Hefte auch auf Ausflügen und Wanderungen mitgeführt werden. Das erste Heft ist der Michaelskirche in Burgfelden, Albstadt, im Zollernalbkreis gewidmet. Seit ihrer Entdeckung am Ende des 19. Jahrhunderts ziehen die Wandmalereien aus frühromanischer Zeit mit der Darstellung des Jüngsten Gerichtes die Besucher der Michaelskirche in ihren Bann. Die Wandmalereien sind von hoher künstlerischer Qualität und lassen enge Verbindungen zur Kunst der Insel Reichenau im 11. Jahrhundert erkennen. Eingehend wird das ikonografische Bildprogramm erläutert; dann das Restaurierungskonzept der Jahre 2000 bis 2004 vorgestellt. Die zahlreichen Farbabbildungen bilden eine hervorragende Ergänzung des Textes.

Abbildungsnachweis

Abtei Neresheim: 204, 205 unten;
Br. Chaume, Dijon (Kartengrundlage): 245 oben;
W.-Chr. von der Mülbe, Dachau: 205 oben;
R. Hajdu, Stuttgart: 240;
Hangleiter/Salzmann, Otzberg-Lengfeld: 249–252;
J. Helmbrecht, Stadtarchiv Leinfelden-Echterdingen: 258;
W. Reinhard, Saarbrücken: 237;
M. Wucher, Rottweil: 214, 219;
U. Storz, Konstanz: 254, 255
Privat: 259, 260;
O. Braasch (LDA, Esslingen): Titelbild: L 7328/069-01 vom 20. 4. 1999; L 7328/069-01 vom 23. 1. 2001: 203, 262;
J. Fekete (LDA Esslingen): 230 unten, 231 oben;
M. Hahn (LDA, Esslingen): 210, 212;
B. Hausner (LDA, Karlsruhe): 215–218, 246, 247, 248, 253;
D. Jakobs (LDA, Esslingen): 249 oben;
C. Nübold (LDA, Esslingen): 238, 245;
F. Pilz (LDA, Esslingen): 226, 231 unten;
E. Roth (LDA, Freiburg): 233, 235 oben;
P. Wichmann (LDA, Freiburg): 221 oben, 222, 224 Abb. 8, 225, 257;
LDA Esslingen: 241, 242;
LDA Freiburg: 234 oben, 236;
Staatliches Vermögens- und Hochbauamt Schwäbisch Gmünd: 206, 207;
Institut für Vor- und Frühgeschichte, Tübingen: 239;
Nach: Das keltische Jahrtausend. Katalog Ausstellung Rosenheim (Mainz 1993) 41 Abb. 21: 242 oben links;
Nach: H. Bernhard, Archäologie in der Pfalz. Jahresbericht 2001 (Rahden/West. 2003): 244;
Nach: Klosterinsel Reichenau im Bodensee. UNESCO Weltkulturerbe. Arbeitsheft 8 LDA (Stuttgart 2001) 16 Abb. 8 (Basel, Kupferstichkabinett, M. Bühler): 235;
Nach: Das Rätsel der Kelten vom Glauberg. Kat. Ausstellung/M. (Stuttgart 2002): Abb. 59, 336: 243;
A. Kachel, Magisterarbeit. 2. Teil (1992) Pläne: 221 unten, 222 unten;
Nach: W. Maerker, Der Untersee im Flugbild. Badische Heimat 13, 1926, 3 ff. Abb. 6: 234 unten.
Nachtrag zum Abbildungsnachweis in Heft 3/2004:
Projects go public. V. Kergatzner, Stuttgart: 185–188 oben.

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Esslingen am Neckar; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefasst.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium); Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschusswesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Verwaltung, Fachbereich IuK, Öffentlichkeitsarbeit, Restaurierung, Technische Dienste, Zentralbibliothek
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Tel. 0711 / 6 64 63-0
Fax 0711 / 6 64 63-444
www.landesdenkmalamt-bw.de

Dienststelle Esslingen am Neckar (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Archäologische Denkmalpflege
Inventarisierung
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 6 64 63-0
Telefax 0711 / 6 64 63-444

Unterwasserarchäologie/ Pfalbauarchäologie

Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 07735 / 30 01
Telefax 07735 / 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Archäologische Denkmalpflege
Inventarisierung
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Telefon 0721 / 926-48 01
Telefax 0721 / 926-48 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Inventarisierung
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau
Telefon 0761 / 7 03 68-0
Telefax 0761 / 7 03 68-44

Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 a
79098 Freiburg/Breisgau
Telefon 0761 / 2 07 12-0
Telefax 0761 / 2 07 12-11

Archäologie des Mittelalters

Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau
Telefon 0761 / 7 03 68-0
Telefax 0761 / 7 03 68-66

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege
Archäologische Denkmalpflege
Inventarisierung
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon 07071 / 9 13-0
Telefax 07071 / 9 13-201